

Theke Theke

INFORMATIONSBLETT DER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER
IM BIBLIOTHEKSSYSTEM DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

Inhalt

- 7 Dr. Hermann Josef Dörpinghaus in den Ruhestand verabschiedet
- 21 Die Stichwortsuche im DigiKat
- 25 Der „Heidelberger Hypertextserver“
- 29 Von Blattern, Bräune und Franzosen –
Deutschsprachige medizinische Handschriften in der UB Heidelberg
- 37 Die Inkunabeln der UB Heidelberg im Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken
(INKA)
- 41 Zum Erscheinen des Nachlaßverzeichnisses Gustav Radbruch
- 45 Bücher mit Vergangenheit – Die Universitätsbibliothek Heidelberg als Sammelstelle
verfemter Literatur im „Dritten Reich“
- 52 In 80 Jahren von der Bibliothek mit Lese- und Rauchzimmer
zum High-Tech-Informationszentrum



2001

Herausgeberin:

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg / Universitätsbibliothek
Plöck 107-109, D-69117 Heidelberg; Postfach 10 57 49, D-69047 Heidelberg
Fax (0 62 21) 54 26 23, Tel. (0 62 21) 54 23 80, E-Mail: ub@ub.uni-heidelberg.de

Redaktion:

Dorothee Boeckh, Medizinisch-Wissenschaftliche Bibliothek, Mannheim, ☎ (06 21) 3 83 - 37 20
Dr. Achim Bonte, UB, ☎ 54 - 25 79
Simone Leimenstoll, Institut für Übersetzen und Dolmetschen, ☎ 54 - 75 64
Eveline Maintz, UB, ☎ 54 - 23 85
Dr. Sybille Mauthe, UB, ☎ 54 - 26 12
Franz Martin Scherer, M. A., Seminar für Klassische Philologie, ☎ 54 - 22 60
Jutta Schleidt, UB, ☎ 54 - 23 80
Angelika Stabenow, Hochschule für Jüdische Studien, ☎ 91 25 25 oder 54 - 76 17
Rose Ullmer, Stadtbücherei, ☎ 58 - 36 06
Ralf Werner Wildermuth, UB, ☎ 54 - 26 26

Herstellung:

Universitätsbibliothek

Erscheinungsweise:

1 Jahresheft

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Herausgeberin gegen Quellenangabe und Zusendung zweier Belegexemplare.

Preis:

fer umme

ISSN 0175-5781

URL: <http://theke.uni-hd.de>

Autoren dieses Heftes

Dipl.-Bibl. Dorothee Boeckh, Leiterin der Medizinisch-Wissenschaftlichen Bibliothek der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim der Universität Heidelberg (Klinikum Mannheim gGmbH – Universitätsklinikum)

Dr. Achim Bonte, Referent für das Bibliothekssystem (Geistes-/Sozialwissenschaften), Fachreferent für Allgemeines, Germanistik, Medien/Theater/Film, Volks- und Völkerkunde, Universitätsbibliothek Heidelberg

Dr. Hermann Josef Dörpinghaus, Leitender Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg bis 31. August 2001

Ministerialdirigent Christoph Keller, Leiter der Abteilung 5 (Kunst) im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg

Dr. Hannsjörg Kowark, Leitender Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart

Matthias Miller, wiss. Mitarbeiter, Handschriftenerschließung, Universitätsbibliothek Heidelberg

Dr. Eberhard Pietzsch, Leiter „Elektronische Dienste“, StuUB Frankfurt/M; ehem. Leiter der Abteilung Informationstechnik, Universitätsbibliothek Heidelberg

Gerrit Schenk, Projektgruppe „Heidelberger Hypertextserver“, Wiss. Assistent für Mittelalterliche Geschichte an der Universität/Gesamthochschule Essen

Dr. Armin Schlechter, Leiter der Abteilung Handschriften und Alte Drucke, Fachreferent für Handschriften- und Inkunabelkunde, Buch- und Bibliothekswesen, Wissenschaftswesen, Universitätsbibliothek Heidelberg

Prof. Dr. Jürgen Siebke, Rektor der Universität Heidelberg bis 30. September 2001

Karin Zimmermann, wiss. Mitarbeiterin, Handschriftenerschließung, Universitätsbibliothek Heidelberg

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, das Jahr 2001 war für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universitätsbibliothek in besonderem Maße ein Jahr des Abschieds. Öffentliche Aufmerksamkeit erfuhr naturgemäß vor allem das Ausscheiden von Dr. H. J. Dörpinghaus, der nach gut zehnjähriger Amtszeit als Direktor der Universitätsbibliothek zum 31. August 2001 in den Ruhestand trat. Die Verleihung der Universitätsmedaille an Herrn Dörpinghaus sowie die anlässlich der feierlichen Verabschiedung gehaltenen Reden sind in diesem Heft dokumentiert (S. 7ff.). Die „Theke“-Redaktion verdankt H. J. Dörpinghaus viel: Dass das Ensemble aus „Theke“ und der vierteljährlich erscheinenden internen „Theke aktuell“ heute zu den inhaltsreichsten und anregendsten bibliothekarischen Hauszeitschriften in Deutschland zählt, ist wesentlich Ergebnis seines Engagements und seiner Beharrlichkeit.

Um eine neue reizvolle Aufgabe an der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek wahrzunehmen, hat auch der Leiter unserer EDV-Abteilung, Dr. Eberhard Pietzsch, die Universitätsbibliothek verlassen. Eine seiner wertvollsten Entwicklungen ist der vor einigen Jahren vollendete digitalisierte Alphabetische Zettelkatalog 1936–1985 (DigiKat), der die ortsunabhängige Suche in weit über einer Million Titeltkarten ermöglicht. Quasi als Abschiedsgeschenk hinterließ Herr Pietzsch ein in diesem Jahr vollendetes Stichwortretrieval, das die Recherchemöglichkeiten im DigiKat noch entscheidend verbessert (S. 21ff.). Aufbauend auf den bisherigen Arbeitsergebnissen, hoffen wir zuversichtlich, bald auch den bislang noch nicht erfassten älteren Teil des Alphabetischen Zettelkatalogs (Titel

vor 1936) digital anbieten zu können. Wie DigiKat wird auch dieses Projekt von der Universitäts-Gesellschaft Heidelberg bzw. den Förderern der Ruprecht-Karls-Universität unterstützt.

Technisches Neuland betritt ebenfalls das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Heidelberger Hypertextserver“ (HDHS), eine Gemeinschaftsarbeit der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Hauptantragsteller Dr. Heino Speer), des Germanisten Prof. Dr. Oskar Reichmann und der Universitätsbibliothek. Für die HDHS-Arbeitsgruppe stellt Gerrit Schenk das Projekt vor (S. 25ff.).

Dass die Universitätsbibliothek Heidelberg nicht nur im Bereich der elektronischen Informationsdienste ein sehr ausgeprägtes Profil besitzt, beweisen wie jedes Jahr gleich mehrere Beiträge aus der Abteilung Handschriften und Alte Drucke. Gleichsam direkt aus der Werkstatt stammt der Aufsatz von Matthias Miller und Dr. Karin Zimmermann, die als Projektmitarbeiter der Universitätsbibliothek die Neukatalogisierung der deutschsprachigen Palatina-Handschriften (Codices Palatini germanici) vorantreiben. Bisher war wohl nicht einmal allen Fachleuten bekannt, dass dieser Handschriftenfonds eine so große Zahl medizinischer Texte enthält (S. 29ff.).

Anknüpfend an einen 1999 in „Theke“ veröffentlichten Aufsatz skizziert Dr. Armin Schlechter Heidelbergs Mitarbeit am Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken (S. 37ff.). Ein zweiter Beitrag von Armin Schlechter widmet sich Gustav Radbruch, dem bedeutenden Juristen und Politiker der Weimarer Republik, dessen in der Universitätsbibliothek verwahrter, umfangreicher Nachlass seit Mitte 2001

in einem gedruckten Verzeichnis erschlossen ist (S. 41ff.).

Die Ausgabe endet mit zwei bibliotheksgeschichtlichen Beiträgen aus zwei verschiedenen Bibliotheken. Während Dr. Achim Bonte einem dunklen Kapitel in der Geschichte der Universitätsbibliothek nachspürt (S. 45ff.), beschreibt Dorothee Boeckh die erfreuliche Wandlung der Mannheimer Medizinisch-Wissenschaftlichen Bibliothek von einer konventionellen Ärztebibliothek zum modernen Informationszentrum (S. 52ff.).

Aufmerksame Leserinnen und Leser der „Theke“ werden eventuell den Jahresnachtrag zur „Bibliographie zum Bibliothekssystem der Universität Heidelberg“ vermissen. Er ging in eine anlässlich der Verabschiedung von Herrn Dörpinghaus erarbeitete Kumulation mit der Berichtszeit 1990–2000 ein, die unter der Adresse <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/1777> auf unserem „Heidelberger Dokumentenserver“ (HeiDok) aufrufbar ist.

Womit wir wieder beim Abschied wären: Das vorliegende, von Ralf Werner Wildermuth in bewährter Weise gestaltete Heft, ist dessen letztes. Herr Wildermuth, zuletzt Leiter der Monographienwerbung in der Universitätsbibliothek, wird in Kürze die Leitung der UB Kaiserslautern antreten. Wir wünschen ihm dafür alles Gute und danken für die ebenso mühsame wie undankbare Arbeit der technischen Redaktion.

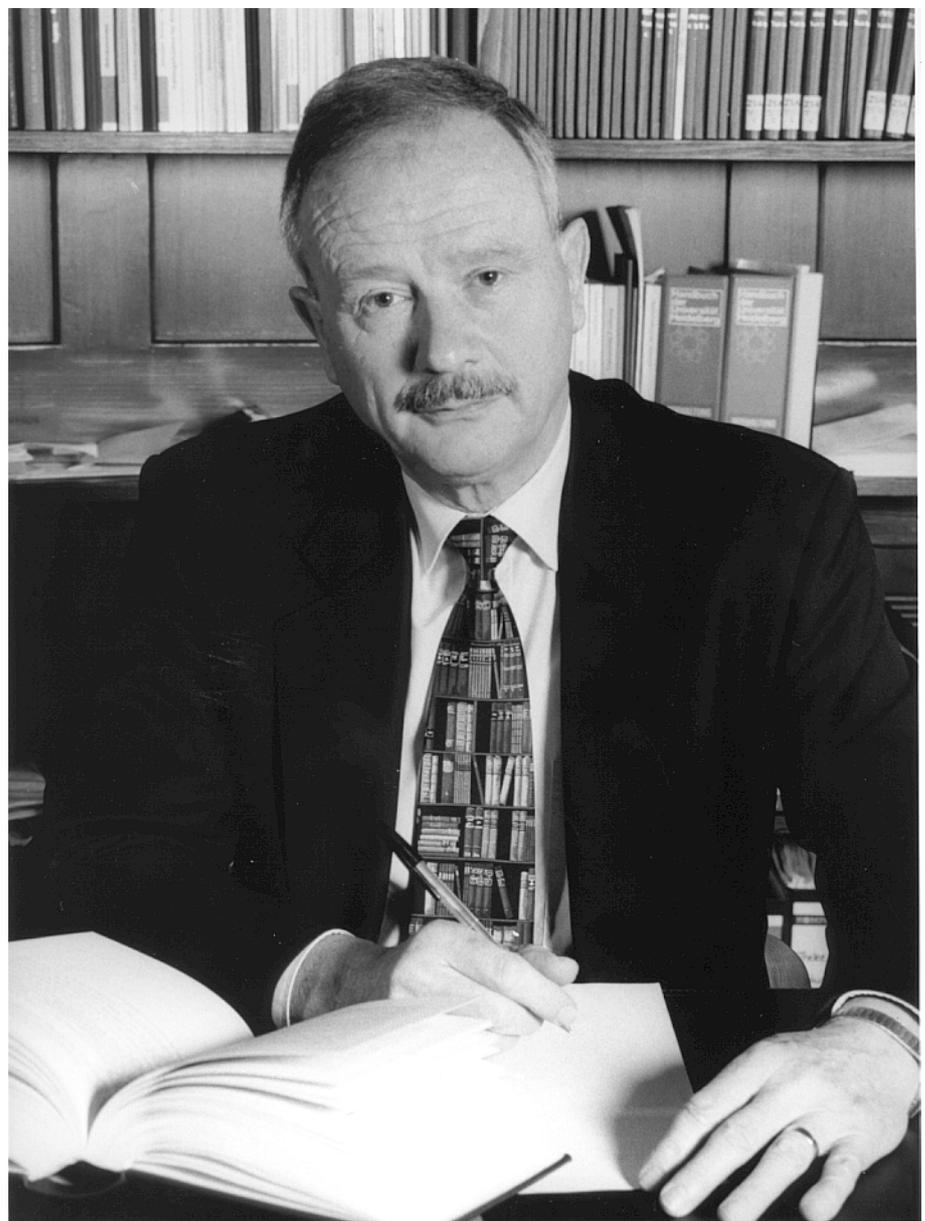
Jeder Abschied, sei er auch schmerzlich, bedeutet auch Neubeginn, neue Menschen, neue Ideen. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen und der Universitätsbibliothek Heidelberg ein anregendes, fruchtbares Jahr 2002.

Achim Bonte

Dr. Hermann Josef Dörpinghaus in den Ruhestand verabschiedet

Redaktionelle Vorbemerkung

Theke druckt im Folgenden die Reden anlässlich der Verabschiedung von Dr. H. J. Dörpinghaus als Direktor der Heidelberger Universitätsbibliothek ab. Der Festakt fand am 9. Juli in der Aula der Alten Universität statt. Es gilt jeweils das gesprochene Wort.



Prof. Dr. Jürgen Siebke, Rektor der Universität Heidelberg

Sehr geehrter Herr Staatssekretär Sieber, meine Herren Ltd. Bibliotheksdirektoren Dugall und Kowark, lieber Herr Rektor-Kollege Graetz, Herr Abgeordneter Pfisterer. Ich begrüße den weiteren Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Herrn Keller, sehr geehrter Herr Romani, Herr Ehrensensator Esser, liebe Frau Domin. Vor allem aber:

Sehr geehrter Herr Dörpinghaus, sehr verehrte Frau Dörpinghaus. Ich begrüße die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universitätsbibliothek. Meine Damen und Herren,

im Namen des Rektorats begrüße ich alle Anwesenden zu der heutigen Feier der Verabschiedung des Direktors unserer Universitätsbibliothek, Herrn Dr. Dörpinghaus. Sie sind so zahlreich erschienen, auch von weit her, daß es mir unmöglich ist, Sie alle namentlich zu begrüßen. Sie sind alle herzlich zu diesem Festakt willkommen.

Die Universität ist betrübt darüber, dass Sie, lieber Herr Dörpinghaus, aus dem Dienst für die Bibliothek ausscheiden und dabei eine Lücke hinterlassen, die nicht leicht zu schließen sein wird. Jeder einzelne Tag, den Sie uns noch erhalten bleiben bis zu Ihrem offiziellen Ausscheiden Ende August, ist für uns etwas Wertvolles, das wir zu schätzen wissen.

Neben diesem sprichwörtlichen weinenden Auge gibt es das lachende Auge. Ich freue mich heute über die zahlreichen Gäste, die aus ganz Deutschland, und sogar aus dem Ausland, zu uns gekommen sind: Ganz besonders über Ihren Besuch, Monsieur Littler, mit dem Sie die Verbundenheit Heidelbergs zur Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg zum Ausdruck bringen.

Ich denke, meine Damen und Herren, Bücher kennen keine Landesgrenzen, sie

sind ein verbindendes Element in der Bildung und Ausbildung junger Menschen, gleichgültig, ob sie in Frankreich, in Deutschland oder in anderen Teilen der Welt gelesen werden. Bücher ermöglichen bereits eine interkulturelle Verständigung zwischen den Menschen, lange bevor das Internet erfunden war. Und sie ermöglichen Reisen in zeitliche Tiefen, die weit zurückgehen.

Während Ihrer Amtszeit haben Sie, Herr Dörpinghaus, in zahlreichen Ihrer Projekte gezeigt, dass Internet und Hörsaal keinen Widerspruch zueinander bilden, sondern sich gegenseitig fruchtbar ergänzen können. Tradition und Fortschritt haben sich in Heidelberg stets die Hand gereicht. So war die älteste Universitätsbibliothek Deutschlands zugleich die erste deutsche Universitätsbibliothek, die ihre Bestände im Internet zugänglich machte. Durch die regelmäßige Nutzung der Universitätsbibliothek wurde der Computer zum alltäglichen Handwerkszeug vieler Heidelberger Wissenschaftler, in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften.

Mit modernsten Methoden haben Sie, lieber Herr Dörpinghaus, der Öffentlichkeit vor Augen geführt, welche wahren Schätze in den „Tresoren der ältesten deutschen Universitätsbibliothek“ – so der Titel einer Ihrer sehr erfolgreichen Ausstellungen – liegen und zugänglich gemacht werden können.

Der Codex Manesse, als Zeugnis mittelalterlicher Lyrik, ist das herausragende Beispiel, das stellvertretend für andere steht, für die wissenschaftsgeschichtliche und überregionale Bedeutung unserer Universitätsbibliothek. Mit dem Codex Manesse blättern wir in der Fülle mittelalterlichen Lebens und erleben eine historische Epoche, die wir uns ohne schriftliche oder bildliche Überreste kaum mehr vorstellen könnten.

Ein weiterer Meilenstein in der Erschließung von Feldern, die von der Wissenschaft bislang noch nicht bestellt werden konnten, war sicher auch die Entdeckung eines Original – Manuskript von Ricarda Huch in der Heidelberger Universitätsbibliothek, das Sie der Öffentlichkeit präsentieren konnten.

Die Bedeutung unserer Bibliothek für die Fächer Ägyptologie, Klassische Archäologie, Kunstwissenschaft sowie Mittlere und Neuere Kunstgeschichte, für die Heidelberg zum Sammelschwerpunkt der DFG geworden ist, steht außer Frage.

Somit läge in Heidelberg sicher ein überaus würdiger, herausragender Standort für die Handschrift C des Nibelungenliedes, hätte die Politik nicht andere Prioritäten gesetzt, auf die ich aus heutigem feierlichen Anlass nicht näher eingehe.

Neben der traditionellen Ausrichtung ist die Universitätsbibliothek in Ihrer Amtszeit, lieber Herr Dörpinghaus, auch für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute zu einer erstklassigen Adresse innerhalb Deutschlands geworden.

Die insgesamt 660 Lese- und Arbeitsplätze im Neuenheimer Feld und in der Altstadt mögen verdeutlichen, dass unsere Universitätsbibliothek zu einer intellektuellen Heimstätte für Studierende aller Fakultäten, für unseren wissenschaftlichen Nachwuchs und für die Lehrenden der Universität geworden ist. Die beeindruckende Zahl von 3 Mio. Büchern und Zeitschriften, die über 28.000 aktiven Nutzern zur Verfügung stehen, mögen als weitere Belege dafür gelten, dass unsere UB einen Spitzenplatz unter den 78 Universitätsbibliotheken in Deutschland einnimmt und zu den leistungsfähigsten Universitätsbibliotheken gehört.

Dieser Spitzenplatz zeigt sich nicht nur im Bestand der Bibliothek, sondern

auch in der Katalogisierung, der technischen Erschließung und im Serviceangebot für die Benutzer, das sich vom bedarfsorientierten Erwerb bis hin zu Beratungs- und Schulungsangeboten erstreckt. Wir sind mit Ihnen – wie ich denke – zu Recht, stolz auf das im letzten Jahrzehnt Geleistete.

Um den Bestand zu sichern und zu erschließen, waren „Ordnung und System“ erforderlich, wie der Titel der Festschrift lautete, die zu einem Ihrer runden Geburtstage herausgegeben wurde. Ihre Amtsführung war stets geprägt von einer ‚Ordnung mit System‘. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele:

Katalogisierung der Codices Palatina Latini und Re katalogisierung der Codices Palatina Germanici, mit Förderung der Stiftung Kulturgut Baden – Württemberg und der DFG,

Digitalisierung der oberdeutschen Bilderhandschriften als Pilotvorhaben der DFG,

Erschließung von mehr als 1.780 Inkunabeln der UB,

die Erschließung der Pfälzischen Sammlungen MAYS und BATT sowie die Erschließung der Nachlässe von Marie BAUM und Gustav RADBRUCH, dessen Verzeichnis in den nächsten Wochen erscheinen wird.

Sie haben damit ein Fundament für die Zukunft gelegt, auf das wir bauen können. Ende des Jahres wird der vierte und zugleich letzte Band der Codices Palatina in Heidelberg erscheinen.

Dass Sie den Dingen stets auf den Grund gingen, hat Heidelberg gleich zu

Beginn Ihrer Zeit das neue Tiefmagazin beschert. 36 Kilometer Bücher mussten ihren Standort wechseln. Die logistische Bewältigung dieses Umzugs von 1,1 Mio. Bänden haben eindrucksvoll demonstriert, dass ein Direktor der Universitätsbibliothek auch ein fest zupackender Manager sein kann, wenn es not tut.

Neben den renommierten

wissenschaftlichen Professuren haben

Sie, Herr Direktor Dörpinghaus, während ihrer Amtszeit als Direktor der Bibliothek wesentlich dazu beigetragen, dass der gute Ruf Heidelbergs in Nah und Fern auch in Zukunft zu hören sein wird.

Sehr geehrter Herr Dörpinghaus, in Würdigung Ihres bedeutsamen Wirkens



als Leiter unserer Universitätsbibliothek

hat das Rektorat beschlossen, Ihnen die Universitätsmedaille zu verleihen. Ich darf den Text der Urkunde vorlesen und Ihnen sodann die Universitätsmedaille überreichen.

Für Ihren wohlverdienten Ruhestand wünschen wir Ihnen, lieber Kollege Dörpinghaus, mehr Zeit für ihr ganz persönliches Leben, für Ihre privaten Interessen und vielleicht ja auch: Mehr Zeit zum Lesen!



Die Ruprecht - Karls - Universität Heidelberg

verleiht

Herrn Dr. Hermann Josef Dörpinghaus

in Dank und Anerkennung
für seine besonderen Verdienste um die
Universitätsbibliothek der
Ruperto Carola

die

Universitätsmedaille

Heidelberg, den 9. Juli 2001

Handwritten signature of Jürgen Siebke in black ink.

Professor Dr. Jürgen Siebke
Rektor

Ministerialdirigent Christoph Keller, Leiter der Abteilung 5 (Kunst) im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg (in Vertretung von Staatssekretär Michael Sieber)

Magnifizenz, verehrter Herr Prof. Siebke, sehr geehrter Herr Abgeordneter Pfisterer lieber Herr Dr. Dörpinghaus, sehr geehrter Herr Dugall, sehr geehrter Herr Dr. Kowark, meine sehr geehrten Damen und Herren, an sich wollte Herr Staatssekretär Sieber heute hier bei Ihnen sein und zu Ihnen sprechen. Durch ein kurzfristig anberaumtes Spitzengespräch ist er jedoch zu seinem aufrichtigen Bedauern heute Nachmittag verhindert. Er hat mich deshalb gebeten, Ihnen allen und besonders Ihnen, Herr Dörpinghaus, seine herzlichen Grüße zu überbringen.

Meine Damen und Herren, eine der ersten Amtshandlungen des vor wenigen Wochen aus dem Amt geschiedenen Ministers Klaus von Trotha war es 1991, den Vorschlag der Universität Heidelberg für die Leitung der Universitätsbibliothek aufzugreifen. Der vorgeschlagene Name hieß, wie Sie wissen, Dr. Hermann Josef Dörpinghaus, und es war ein sehr guter Vorschlag.

Herr Dr. Dörpinghaus hatte sich in 20 Jahren erfolgreicher Tätigkeit an der Universitätsbibliothek Freiburg in der bibliothekarischen Fachwelt einen ausgezeichneten Namen gemacht. Seine außerordentliche Fachkompetenz in allen Bereichen der Bibliotheksverwaltung und seine überdurchschnittliche Einsatzbereitschaft hatten sich herumgesprochen. Hinzu kamen zahlreiche, zum Teil wegweisende Veröffentlichungen.

Vor zehn Jahren also haben Sie sich, Herr Dr. Dörpinghaus, der Herausforderung gestellt, die die Leitung der Univer-

sitätsbibliothek Heidelberg und ihres Bibliothekssystems bedeutete.

Die Bilanz dieser zehn Jahre, meine Damen und Herren, ist beeindruckend: Sowohl in Bezug auf den internen Bibliotheksbetrieb als auch auf das Dienstleistungsangebot für die Kunden hat Herr Dr. Dörpinghaus die Universitätsbibliothek entscheidend vorangebracht:

Nach dem Wahlspruch von Francis Bacon, „*Wer neue Heilmittelscheut, muss alte Übel dulden*“ führte er weitreichende Strukturveränderungen durch und sorgte so dafür, dass die Bibliothek ihre Dienstleistungen effizienter anbieten konnte. Die Aufbau- und Ablauforganisation wurde verschlankt, der Personaleinsatz flexibilisiert und die funktionale Raumausstattung in der Haupt- und Zweigstelle verbessert.

Schritt für Schritt verbesserte Herr Dr. Dörpinghaus das Angebot in der inner- und außeruniversitären Informationsversorgung. In seiner Amtszeit führte die Bibliothek den campusweiten Zugriff auf Datenbanken ein, Multimedia-Arbeitsplätze, elektronische Zeitschriften, einen Online-Publikationsserver und vielfältige elektronische Dokumentlieferdienste. Die Universitätsbibliothek Heidelberg hat sich zu einem Kompetenzzentrum für elektronische Vermittlungsdienste entwickelt, das die Studierenden und Lehrenden schnell und zuverlässig mit Informationen versorgt. Die große Akzeptanz der neuen Angebote innerhalb und außerhalb der Universität beweist, dass Herr Dr. Dörpinghaus den Reformbedarf von Anfang an richtig eingeschätzt hat.

Reformbedarf, meine Damen und Herren, besteht noch in einer anderen Fra-

ge, die Herrn Dr. Dörpinghaus stets ein Anliegen war. Die Verwirklichung dieses Anliegens kann jedoch nur gemeinsam gelingen. Ich meine die effiziente und wirtschaftliche Führung des gesamten Bibliothekssystems unter Ausschöpfung aller finanziellen Ressourcen, für die in der dritten Stufe der Hochschulreform die Grundlage gelegt wurde. Hier liegt ein wichtiges Betätigungsfeld für den Nachfolger von Herrn Dr. Dörpinghaus.

In dem Bewusstsein, dass Bibliotheksbestände nicht nur für Bibliothekare da sind, hat Herr Dr. Dörpinghaus stets eine offensive Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Er hat interessante und vielfältige Ausstellungen der Schätze dieser Bibliothek organisiert und die Erschließung ihres Altbestands vorangebracht.

Lieber Herr Dr. Dörpinghaus, was bleibt am Ende einer langen und erfolgreichen Berufstätigkeit? Im *Preußenjahr* assoziiert man unwillkürlich das berühmte Wort Friedrichs des Großen, der eine besondere Belohnung seines Haushofmeisters mit den Worten ablehnte: „*Kriegt nichts! Hat nur seine verfluchte Schuldigkeit getan.*“

Sie haben ganz gewiss mehr als Ihre Schuldigkeit getan. Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihre Verdienste um die Universitätsbibliotheken Freiburg und Heidelberg. Sie haben mit dem Wissenschaftsministerium stets gut und loyal zusammengearbeitet und immer wieder wertvolle Anregungen gegeben.

Nun wünsche ich Ihnen und Ihrer Gattin alles Gute, vor allem Gesundheit. Ich hoffe, dass Ihnen der wohlverdiente Ruhestand die Zeit gibt für die Interessen, für die Ihnen der Berufsalltag keinen Freiraum ließ. Das könnte zum Beispiel heißen, einmal ganz ohne dienstliche Pflicht ein gutes Buch zu lesen.

Ich danke Ihnen.

Berndt Dugall,
Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am
Main, Vorsitzender der Sektion Wissenschaftliche Bibliotheken
des Deutschen Bibliotheksverbandes

Frei vorgetragene Grußworte. Ein Abdruck ist daher nicht möglich.

Dr. Hannsjörg Kowark, Direktor der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

Magnifizienz, sehr geehrter Herr Professor Siebke, sehr geehrter Herr Ministerialdirigent Keller, lieber Herr Dörpinghaus, liebe Frau Dörpinghaus, lieber Herr Dugall, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr verehrten Damen und Herren,

als ich im April 1980 als junger Bibliotheksassessor meine erste Stelle an der Universitätsbibliothek Freiburg antrat, wurde ich – ich glaube, es war mein zweiter Arbeitstag – zu Herrn Dörpinghaus, dem damaligen Leiter der Erwerbung und stellvertretenden Direktor der Bibliothek gerufen. In einem leicht militärischem Tonfall haben Sie mir damals, lieber Herr Dörpinghaus, die Freiburger Erwerbungsprinzipien erläutert, verbunden mit einem klaren Anforderungsprofil an den neuen Fachreferenten. Beim Hinausgehen mußte ich an den bekannten Spruch denken: „Auf diesem Schiff, das dampft und segelt, gibt’s nur einen, der alles regelt“.

Aus dem schwäbischen Tübingen kommend, empfand ich Ihre strenge Schule im Erwerbungsgeschäft anfangs als sehr gewöhnungsbedürftig, und wir haben uns in den ersten Kaufsitzungen über den Erwerb oder Verzicht einzelner Buchtitel oft heftig gestritten. Schon damals habe ich aber eines an Ihnen schätzen gelernt: Ihre absolute Fairneß in sachlichen Auseinandersetzungen. Diese Mischung aus Charme, Witz, Bauernschläue und sanfter Gewalt ließ uns immer wieder zusammenfinden.

Bereits nach den ersten Wochen war mir klar geworden, daß Ihre Erwerbungsprinzipien, die mancher Kollege als Kontrolle und Eingriff in die Fachkompetenzen der Fachreferenten empfunden haben mag, allein von Ihrer Überzeugung bestimmt waren, nämlich, daß der Bestandsaufbau in Bibliotheken einer laufenden Qualitätssicherung bedarf. Die Früchte dieses Erwerbungskonzeptes sind bis heu-

te noch in Freiburg wie auch andernorts zu spüren. Ich selbst bin Ihnen heute noch dankbar, auch wenn es am Anfang nicht so ganz einfach gewesen ist, bei Ihnen das Handwerkszeug eines Fachreferenten gelernt zu haben. Denn der Bestandsaufbau zählt nach wie vor zu den vornehmsten Aufgaben des Bibliothekars. Nur die guten Lehrmeister auf diesem Gebiet sind immer seltener zu finden.

Lieber Herr Dörpinghaus, in diesen ersten Tagen meiner Freiburger Zeit habe ich mir nicht im entferntesten vorstellen können, bei Ihrer Verabschiedung für die Bibliotheksdirektoren des Landes einige Abschiedsworte zu sprechen. Ich tue dies ausgesprochen gern, denn immerhin verbinden uns elf Jahre gemeinsamer Arbeit an der Universitätsbibliothek Freiburg sowie zwei Jahre in der Arbeitsgemeinschaft der Direktoren. Nicht nur meine persönlichen Erfahrungen, sondern auch diejenigen vieler Kolleginnen und Kollegen, die mit Ihnen in der Bibliothek und in den verschiedensten Gremien zusammengearbeitet haben – und viele von Ihnen sind heute auch hier anwesend – werden mit mir einer Meinung sein: Wir haben immer sehr gerne mit Ihnen zusammengearbeitet.

Sie waren mit Sicherheit kein einfacher Chef, denn Ihre Genauigkeit, Ihr Sachwissen, Ihre hohen Anforderungen an die Mitarbeiter, sowie Ihre eigene uneingeschränkte Leistungsbereitschaft haben wohl manchen Kollegen und Mitarbeiter mehr als einmal zum Schwitzen gebracht. Sie scheuten – und dies hat sich bis heute nicht geändert – keine auch noch so schwierige Diskussion oder Auseinandersetzung. Wer Sie aber kennt, weiß, daß dahinter stets der kompromißlose Einsatz für das Wohl der eigenen Bibliothek als Serviceeinrichtung der Universität stand. Nie aber persönliche Profilierung und vor-

allem dies hat die Zusammenarbeit mit Ihnen angenehm gemacht.

Alle Ihre Verdienste hier aufzählen zu wollen, würde in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Zeit zu weit führen, und vieles ist auch schon gesagt worden. Gleichwohl möchte ich wenigstens auf einige Punkte Ihres beruflichen Werdeganges eingehen. Ihr stets kostenorientiertes und betriebswirtschaftliches Denken, das in den 80er Jahren unter Bibliothekaren noch eher selten gewesen ist, haben den Aufbau des Freiburger Bibliothekssystems, das heute als funktional einschichtiges System in Baden-Württemberg Modellcharakter hat, entscheidend mitgeprägt. Im Zusammenhang mit der Umstrukturierung des universitären Bibliothekssystems stand die Forderung nach koordiniertem Bestandsaufbau mit klarer Kompetenzverteilung stets im Vordergrund Ihrer konzeptionellen Überlegungen. In Freiburg haben Sie sich mit Fachkenntnis und großem persönlichen Engagement für den Aufbau des Bibliothekssystems eingesetzt, so daß der Erfolg dieser innerhalb der Hochschule einschneidenden Strukturveränderungen auch Ihrem Einsatz und innovativem Denken zu verdanken ist. Mit der selben Überzeugung haben Sie in Heidelberg an der Umsetzung des neuen Universitätsgesetzes gearbeitet, das in seiner rechtlichen Konsequenz für Bibliotheken im Grund nur die Freiburger Erfahrungen bestätigt.

Neben Fragen des Bestandsaufbaus haben Ihre sprichwörtliche Sparsamkeit, Ihr fiskalisches Verständnis, die manchmal schon lustvolle Jagd nach Rabatten, sowie Ihre Leidenschaft mit Buchhändlern und Verlagen Fragen der Preisgestaltung zu diskutieren, Ihre berufliche Entwicklung in hohem Maße bestimmt. Ich nenne hier nur den Kampf um die gespaltenen Preise, Einfuhrumsatzsteuer, sowie die

Preis- und Vertriebspolitik bei Zeitschriften. Dank Ihrem unermüdlichen Einsatz und derteilweise mit unnachgiebiger Härte geführten Diskussion konnten Sie für das gesamte Bibliothekswesen beachtliche Verhandlungserfolge erzielen. Ihre Fachkenntnis gepaart mit Charme, Überzeugungskraft und Durchsetzungsvermögen haben manchem Verleger und Lieferanten das Fürchten gelernt. Allerdings wurden Sie auf Grund Ihrer Kompetenz und Fairneß auch von Ihren schärfsten Gegnern als Verhandlungspartner stets geschätzt und respektiert.

Verantwortungsbewußtsein, Pflichtgefühl, Organisationstalent sowie Aufgeschlossenheit für neue Ideen haben Ihre Arbeit nicht nur in Freiburg sondern auch in Heidelberg geprägt. Während Ihrer zehnjährigen Amtszeit ist es Ihnen gelungen Deutschlands älteste Universitätsbibliothek mit einem von Ihnen konsequent durchgeführten Erneuerungsprogramm zu einer der ersten Bibliotheken nicht nur in Baden-Württemberg zu machen.

Aber auch in der Direktorenrunde haben wir von Ihrem Sachverstand, Ihrer Erfahrung, der Klarheit Ihres Vortrages und der Versachlichung bei schwierigen Diskussionen immer wieder profitiert und auch einiges hinzu gelernt. Ihr Witz und Humor, nicht selten gemischt mit leicht ironischen Untertönen, die meist sehr belebend wirkten, halfen manch kritische Klippen der Diskussion zu überwinden. Für uns waren Sie ein sehr kompetenter, manchmal auch hartnäckiger, vor allem aber nie sein Ziel aus den Augen verlierender Gesprächspartner, Ratgeber und Kollege. Ihre bemerkenswerte Geradlinigkeit und Verlässlichkeit, Ihre Hilfsbereitschaft in schwierigen Situationen und nicht zu vergessen, Ihre stets gute Laune, machten die Zusammenarbeit mit Ihnen sehr angenehm. Es ist nicht übertrieben zu

sagen, die Sitzungen mit Ihnen haben uns Spaß gemacht.

Dies alles werden wir sehr vermissen, und wir können es uns noch kaum vorstellen, daß Sie, lieber Herr Dörpinghaus, künftig in unserer Runde nicht mehr dabei sein werden. Aber nicht nur der Kollege Dörpinghaus wird uns fehlen, sondern auch der Mensch Dörpinghaus mit seiner Herzlichkeit und stets offenem Ohr für andere, sowie seiner Hilfsbereitschaft, die einige von uns schätzen gelernt haben. Dafür möchten wir Ihnen an dieser Stelle ganz herzlich danken. Danken möchte ich aber auch Ihnen, Frau Dörpinghaus, die Sie Ihren Mann und dessen von asketischer Selbstdisziplin geprägten Arbeitshaltung zu jeder Zeit unterstützend begleitet haben.

Für den nun beginnenden neuen Lebensabschnitt wünschen wir Ihnen, lieber Herr Dörpinghaus, vor allem viel Zeit, um all den Dingen nachgehen zu können, die Sie in den letzten Jahren berufsbedingt vernachlässigen mußten. Nach Ihrem Umzug nach Freiburg in wenigen Tagen werden Sie wieder mit der vom Kollegen Dr. Hagenmaier geleiteten Bibliothekschwimmgruppe mindestens zwei Mal pro Woche schwimmen gehen können. Auch können Sie jetzt wieder im Südschwarzwald und Elsaß, was Sie vor Ihrer Heidelberger Zeit so schätzten, neue Wanderwege und Restaurants entdecken; und was weniger bekannt ist, sich endlich Ihrer großen Sammlung an Kriminalromanen widmen, diese vor allem lesen, bzw. nach allen Regeln der bibliothekarischen Kunst erschließen.

Ob dies allerdings ausreichen wird, um Ihnen den Wechsel vom aktiven Berufsleben in den Ruhestand schmackhaft zu machen – ich weiß es nicht! Denn Sie sind ein leidenschaftlicher Bibliothekar, dem seine Arbeit immer Spaß gemacht

hat und der in Freiburg wie auch in Heidelberg, wie Sie mir einmal sagten, jeden Tag gerne in die Bibliothek gekommen ist. Genießen Sie trotzdem Ihre neuen Freiheiten, genießen Sie die Zeit mit Ihrer Frau und widmen Sie sich mit Ihrem neu gewonnenen Zeitkapital Ihren vielfältigen Hobbys. Dazu zählt auch Ihre Begeisterung für klassische Musik und, wie wir gehört haben, beabsichtigen Sie sich verstärkt mit Mendelssohn-Bartholdy zu beschäftigen. Deshalb möchten wir Ihnen zum Abschied, um Ihnen den Einstieg in dieses Thema zu erleichtern, Musikwerke Mendelssohns zusammen mit der entsprechenden Sekundärliteratur überreichen.

Verbunden mit einem nochmaligen herzlichen Dank für die jahrelange gute Zusammenarbeit, sei es in Freiburg wie auch in der Arbeitsgemeinschaft der Direktoren, wünschen wir Ihnen und Ihrer Frau für die nun kommende Zeit alles erdenklich Gute und persönliches Wohlergehen. Hans Noll sagte einst: „Einen richtigen Abschied erkennt man daran, daß er nicht mehr weh tut“. In diesem Sinne ist Ihr Abschied für uns, lieber Herr Dörpinghaus, nur ein Abschied vom Beruf, die kollegiale und freundschaftliche Verbundenheit wird bleiben.

Dr. H. J. Dörpinghaus

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

als der ehemalige Bundespräsident Gustav Heinemann aus dem Amt schied, begründete er das mit den Worten „man muß gehen, solange man noch laufen kann“. Da ich gerade diesen Bundespräsidenten sehr bewundere, habe ich mir erlaubt, seine Einsicht oder, besser gesagt, seine Empfehlung auch auf meine Situation zu übertragen. Ganz gegen meine ursprüngliche Absicht habe ich mich entschlossen, exakt ein Jahr vor Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze in den Ruhestand zu treten. Ich tue dies sehr ungern, kann allerdings auf den kleinen Vorteil verweisen, daß ich jetzt freiwillig gehe, ein Jahr später qua Gesetz zwangsweise aus meinem Amt entfernt worden wäre.

Meinen Beruf als Bibliothekar habe ich gerne ausgeübt, konkreter gesagt, ich habe ihn leidenschaftlich gerne ausgeübt. Er hat mein gesamtes Leben bis tief in das Privatleben hinein ausgefüllt. Er hat mir ein hohes Maß an Zufriedenheit und Glück vermittelt und dies trotz aller Probleme, aller Schwierigkeiten, mit denen man von Amtswegen unabwendbar zu tun bekommt. Ich gehöre zu den vermutlich nicht allzu zahlreichen Berufstätigen, die fast – ich betone das fast – jeden Morgen gerne an ihren Schreibtisch gegangen sind und denen es Spaß gemacht hat, so lange zu arbeiten, bis der Schreibtisch abends leergeräumt war.

Warum aber wird ein solcher Mensch, normal begabt, halbwegs gut gewachsen und auch mit gewissen intellektuellen Gaben ausgestattet, ausgerechnet Bibliothekar? Gibt es denn nicht angesehene Berufe wie z. B. den eines Universitätsprofessors, bei dem üppiges Gehalt, hohes Sozialprestige und ein zuweilen nicht zu übersehendes Machtpotential zu den gottgegebenen Attributen des Berufsbilds

gehören? Bibliothekare hingegen, ein Dienstleisterberuf, gewissermaßen Heloten der Wissenschaft, Ordnungsfanatiker und Bürokraten, Kleingeister und verstaubte Existenzen, Umberto Eco hat einiges dazu gesagt¹. Wieviel lebenswürdiger ist da doch Frau Professor Hilde Domin, die ich unter den Gästen heute nachmittag ganz besonders herzlich begrüße. Sie schenkte mir vor einigen Jahren eine ihrer Gedichtsammlungen mit der eigenhändig eingetragenen Widmung: „Dem Herrn aller Bücher“. Für Gelehrte und Literaten von der Antike bis in die unmittelbare Gegenwart ist das Berufsbild des Bibliothekars immer wieder Gegenstand der Betrachtung und Beurteilung gewesen. Gerade in jüngerer Zeit haben gleich mehrere Autoren versucht, dieses reiche Quellenmaterial einmal kompilatorisch zusammenzustellen, und es dürfte kein Zufall sein, daß einer dieser Autoren, Klaus Döhmer, seiner einschlägigen und sehr amüsanten Zitatensammlung den ebenso bezeichnenden wie lakonischen Titel gibt „Merkwürdige Leute“².

Interessanterweise gibt es nur sehr wenige Bibliothekare, die – soweit es mir bekannt ist – schon von Jugend an dieses Berufsziel im Auge hatten. Der faktische Arbeitsalltag eines wissenschaftlichen Bibliothekars in einer modernen Universitätsbibliothek bleibt auch den meisten Universitätsangehörigen völlig unbekannt, die Details seiner Berufsarbeit überfordern offensichtlich die landläufige Vorstellungskraft.

Auch mir war bis weit nach Abschluß meines Studiums in den Fächern Deutsch und Geschichte der Beruf des wissenschaftlichen Bibliothekars gänzlich fremd. Ich hatte damals das wohl nicht ganz alltägliche Glück, gleich bei zwei Lehrstühlen die Verwaltung einer wissenschaftlichen Assistentenstelle – wie man damals

die Lehrstuhlassistenz ohne Promotion nannte – angeboten zu bekommen. Bei der Wahl zwischen alter Germanistik und neuester Geschichte entschied ich mich für die Zunft der Historiker, zumal der leider im vergangenen Jahr verstorbene Lehrstuhlinhaber, Prof. Dr. Hans-Günther Zmarzlik, direkter Nachfolger auf dem Freiburger Lehrstuhl des berühmten Historikers Gerhard Ritter, allgemein als aufgehender Stern am Freiburger Historikerhimmel galt. Mein Aufgabenkreis umfaßte die Unterstützung meines Chefs bei Vorbereitung und Durchführung seiner Forschungsprojekte, die Betreuung der Seminarbibliothek und – worauf ich nicht wenig stolz war – die Abhaltung eigener Proseminare. Natürlich blieb mir auch noch Zeit, die Arbeit an meiner Dissertation voranzutreiben. Alles schien auf eine mögliche Laufbahn als Hochschullehrer hinzuweisen. Zur entscheidenden Wende kam es 1967. Das Direktorium des Freiburger Historischen Seminars hatte beschlossen, die noch aus der Weimarer Zeit stammende, völlig veraltete Aufstellungssystematik der Bibliothek durch eine zeitgemäße zu ersetzen und mir diese Aufgabe übertragen. Ich las erstmals bibliothekarische Fachliteratur, nahm erstmals Kontakt mit Fachreferenten der Universitätsbibliothek auf, erarbeitete dann eine neue Systematik und signierte binnen eines halben Jahres gemeinsam mit einigen studentischen Hilfskräften, die mir zur Verfügung gestellt wurden, mehr als 20.000 Bücher um. Diese Aufgabenstellung sollte binnen kürzester Zeit meine ganze Berufsplanung verändern: Ich lernte – wenn auch nur auszugsweise – ein Berufsbild an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Verwaltung kennen, das mich, je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, um so mehr faszinierte und das meinen Neigungen und Fähigkeiten

durch die Verbindung wissenschaftlicher Forderungen mit ausgeprägten und sehr differenzierten Praxisbezügen in idealer Weise entgegenkam. Ich beschloß, noch einmal von vorne anzufangen. Trotz ausgesprochen schlechter Stellensituation wurde ich im Oktober 1969 als Referendar in der Freiburger Universitätsbibliothek eingestellt, zehn Jahre später wurde ich zum stellvertretenden Direktor ernannt. Beim Blick zurück verklären sich die 22 Berufsjahre in der Freiburger Universitätsbibliothek zur unbeschwertesten Zeit meines Lebens.

Ganz anders meine Heidelberger Jahre. Am 1. März 1991 habe ich mein Amt angetreten, nicht im geringsten ahnend, welche Vielzahl von Problemen und Schwierigkeiten in personeller, finanzieller und organisatorischer Hinsicht mich hier erwarten würde. In der Rückschau darf ich sagen, daß die zehneinhalb Jahre, die ich hier verbracht habe, sicherlich die mich am meisten fordernde, aber auch die interessanteste Zeit meines Berufslebens gewesen sind. Sie hat mein Blickfeld in ganz ungeahnter Weise erweitert. Dafür bin ich dankbar. Es sind auch die Jahre gewesen, in denen sich der technologische Wechsel von der konventionellen hin zur elektronischen Bibliothek vollzogen hat. Ich bin – in aller Unschuld gesagt – stolz darauf, daß die Universitätsbibliothek Heidelberg heute gerade hinsichtlich ihres elektronischen Dienstleistungsangebots eine Spitzenposition im deutschen Bibliothekswesen für sich beanspruchen kann. Dies ist, und ich meine es wirklich so, in erster Linie das Verdienst meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ohne deren Arbeitseinsatz kein einziger Erfolg möglich gewesen wäre. Von diesen Mitarbeitern wird heute ein breites Spektrum an Kompetenzen erwartet. Und damit komme ich noch einmal auf das Berufs-

bild zurück: Erwartet wird seit jeher von jedem einzelnen und jeder einzelnen die methodisch-fachliche Kompetenz, die dazu befähigt, bibliothekarische Betriebsabläufe sachgerecht abzuwickeln. In einer Universitätsbibliothek kommt für die sog. Fachreferenten die wissenschaftliche Kompetenz hinzu, um die „richtige“ Literatur aus einem weltweiten Angebot auszuwählen, zu systematisieren und kompetenter Gesprächspartner der Fachbereiche zu sein. In einer Bibliothek, wie es die Heidelberger ist, braucht man selbstverständlich auch kulturelle Kompetenz. Und natürlich wird soziale Kompetenz ebenso wie Kommunikationskompetenz im Umgang mit ganz unterschiedlichen Benutzergruppen erwartet, und auch die betriebswirtschaftliche Kompetenz darf nicht fehlen, schließlich sollte eine Bibliothek ein wirtschaftlich und kostenbewußt agierender Betrieb sein. Moderne Begriffe wie Qualitätsmanagement, Kosten- und Leistungsrechnung, Controlling und Marketing dürfen keine Fremdworte sein. Und immer stärker kommt in den letzten Jahren auch die technologische Kompetenz in den neuen Informationstechniken hinzu. Es ist genuine Aufgabe der Bibliothekare, als Navigatoren in Datennetzen zu fungieren und darüber hinaus Qualität und Relevanz elektronischer Information zu sichern. Umgekehrt allerdings – und ich sage dies nicht ganz ohne Hintersinn – wäre es ein für die Leitung einer Bibliothek verhängnisvoller Fehlschluß, zu glauben, daß heutzutage jemand, der über technologische Kompetenz verfügt, deshalb gewissermaßen auch schon automatisch ein guter Bibliothekar wäre. Es ist das breite Spektrum der Kompetenzen, das den Ruf des Bibliothekars gerade in einer wissenschaftlichen Bibliothek auszeichnet³ und das diesen Beruf für mich zum Faszinosum gemacht hat.

Meine Damen und Herren, es ist heute nachmittag von meinen Vorrednern schon Vieles über die Entwicklung der Heidelberger Universitätsbibliothek in den letzten Jahren gesagt worden, für das ich dankbar bin. Ich glaube, mir Ihrer uneingeschränkten Zustimmung sicher zu sein, wenn ich dies nicht noch vertiefe. Statt dessen hoffe ich aber Ihr Interesse zu wecken, wenn ich etwas ganz Anderes mache und mich der Zukunft zuwende, indem ich aus ganz persönlicher Sicht den Versuch unternehme, eine Antwort auf die Frage zu geben, welche Arbeitsziele für die Heidelberger Universitätsbibliothek in der jetzt begonnenen ersten Dekade des 21. Jahrhunderts angestrebt werden sollten bzw. aus meiner Sicht vorrangig sind. Schlagwortartig skizziere ich ungewichtet folgende sieben Arbeitsziele:

1. Planmäßige Fortführung der wissenschaftlichen Erschließung unseres kostbaren Bestandes an Handschriften und alten Drucken

Mit dem schon in Kürze zu erwartenden Erscheinen eines vierten Katalogbandes ist die wissenschaftliche Erschließung der in der Bibliotheca Vaticana befindlichen lateinischen Handschriften der weltberühmten Bibliotheca Palatina nach exakt 25-jähriger Kärner Arbeit abgeschlossen. Kurz vor dem Abschluß steht ferner die 1997 begonnene Katalogisierung unserer 1.780 Inkunabeln, und vor wenigen Monaten erschienen ist ein erster Katalogband zu den in unserem Besitz befindlichen Handschriften des Klosters Salem.

Die Aufmerksamkeit der nächsten Jahre muß jetzt der Erschließung unseres Handschriftenkernbestandes gelten, d. h.

der Katalogisierung der berühmten 848 deutschen Handschriften. Nach einer 1997 begonnenen Anschubfinanzierung durch die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg hat sich mit Anfang dieses Jahres die DFG bereit erklärt, die Förderung fortzuführen. Für das Gesamtprojekt ist noch eine Bearbeitungsdauer von 18 Jahren anzusetzen, und ich bin zuversichtlich, daß es der Bibliothek gelingen wird, sich durch eine überzeugende Erschließungsarbeit das Wohlwollen der DFG für den gesamten Zeitraum zu erhalten. Zu erschließen sind daneben aber auch noch zahlreiche weitere Teilbestände unserer Handschriften, ebenso steht die Erschließung der 50.000 Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts noch völlig aus. Und schließlich harren auch noch die meisten unserer 130 Gelehrtenachlässe der wissenschaftlichen Erfassung. Hier bietet sich ein reiches, noch unbeackertes Arbeitsfeld und es sollte aus meiner Sicht alles versucht werden, um dafür im Rahmen des Möglichen die notwendigen Fördermittel einzuwerben.

2. Fachkundiger Aufbau der technischen Infrastruktur für ein bibliothekseigenes Digitalisierungszentrum, um möglichst viele Handschriften und Altdrucke im Internet weltweit zu präsentieren

Die zahlreichen Reaktionen auf das seit einem halben Jahr mit technischer Hilfe der UB Graz und mit finanzieller Förderung der DFG laufende Projekt der Digitalisierung unserer 26 oberdeutschen Bilderhandschriften sind ermutigend. Sie beweisen, daß wir hier auf eine echte Marktlücke gestoßen sind. Mit unserem bundesweit einmaligen Pilotprojekt, das

in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Mittelalterliche Kunstgeschichte unserer Universität die wissenschaftliche Erschließung mit der vollständigen und qualitativ hochwertigen Digitalisierung verbindet, wird eine völlig neue Basis gerade auch für die interdisziplinäre Forschung bereitgestellt. Eine Ausweitung der Digitalisierung auch auf weitere kostbare Altbestände sollte deshalb konsequent angegangen werden. Sie ist nicht zuletzt deshalb von besonderer Dringlichkeit, weil nach erfolgter Digitalisierung die Originale nur noch in ganz seltenen Fällen benutzt werden müssen und damit auch besser geschützt werden können.

Für den Aufbau der technischen Infrastruktur, die notwendig wäre, um die Digitalisierung im eigenen Haus durchzuführen, beziffere ich die Kosten auf ca. 300.000 DM. Ich halte es durchaus für möglich, diese Summe durch Sponsoring einzuwerben. Der Hinweis auf den Sponsor bei jedem Aufruf einer digitalisierten Handschriftenseite im Internet, verbunden mit einigen anderen flankierenden Maßnahmen dürfte werbewirksam und sicherlich für manche Firma in Rhein-Neckar-Raum attraktiv sein. Erste Schritte, einen Sponsor für dieses Projekt zu gewinnen, sind in diesen Wochen unternommen worden. Ich hoffe, daß sie erfolgreich sein werden.

3. Konsequenter Ausbau unserer elektronischen Dienstleistungen

Nicht ohne Stolz konnte ich bereits darauf hinweisen, daß die UB Heidelberg heute einen elektronischen Service anbietet, der bundesweit keinen Vergleich zu scheuen braucht. Wir haben uns in den letzten Jahren zu einem hochtechnisierten Dienst-

leistungs- und Kompetenzzentrum für alle Belange der Informationsversorgung unserer Universität entwickelt. Diese Position gilt es auch in Zukunft kontinuierlich weiter auszubauen. Angesichts der enormen Kosten, die zweifelsfrei mit dem weiteren Ausbau verbunden sein werden, müssen innerhalb der Universität wie auch landesweit neue Kooperationsformen für Finanzierung, Erschließung und Vermittlung des elektronischen Wissensangebots gefunden werden. Innerhalb der Universität ist z. B. an gemeinsame Finanzierungskonzepte zwischen einzelnen Fakultäten einerseits und der zentralen UB andererseits zu denken. Ein erstes vielversprechendes Modell ist erst vor wenigen Wochen zwischen Klinikum und Medizinischer Fakultät einerseits und UB andererseits vereinbart worden: Die Mediziner sichern mit 560.000 DM die Finanzierung von 2/3 der meist schon elektronischen Fachzeitschriften, die UB übernimmt 1/3 der Kosten und garantiert außerdem die zentrale Verwaltung und problemfreie Bereitstellung aller medizinischen Zeitschriften für alle Campusangehörigen. Ein solches Modell läßt sich durchaus auch auf andere Fakultäten ausweiten.

Außerhalb der Universität ist an das gemeinsam von den wissenschaftlichen Einrichtungen des Landes entwickelte, fix und fertige Konzept der „Digitalen Bibliothek Baden-Württemberg“ aufmerksam zu machen, das die jetzt noch unverbundenen elektronischen Angebote des ganzen Landes zu einem gemeinsamen Angebot zusammenführen und vernetzen soll. Die UB Heidelberg hat sich an der Entwicklung dieses Konzepts beteiligt und wird sich bei der Realisierung mit mehreren Teilprojekten gebend und natürlich auch nehmend einklinken. Ich hoffe, daß die neue Landesregierung die dafür erforder-

derlichen Mittel von insgesamt ca. 40 Mio. DM im Rahmen der geplanten Zukunftsoffensive 3 – populär auch Erwin 3 genannt – schnellstens zur Verfügung stellen wird.

4. Beschleunigter Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung auch in den Instituts- und Seminarbibliotheken unserer Universität, vorrangig im Erwerbungsbereich

Nachdem alle bisherigen Versuche, ein landeseinheitliches bibliothekarisches EDV-System auf die Beine zu stellen, gescheitert sein dürften, sollte die Universität nach Abschluß des jetzt noch laufenden ministeriellen Auswahlverfahrens nicht länger zögern, zumindest für geeignet erscheinende Pilotprojekte im Institutsbereich die notwendige finanzielle Unterstützung zu gewähren. Mehrere Instituts- und Seminarbibliotheken stehen gewissermaßen Gewehr bei Fuß, um sich als Pilotbibliotheken zur Verfügung zu stellen. Die durch Elektronisierung der Monographien- und Zeitschriftenerwerbung in den Instituts- und Seminarbibliotheken erzielbaren Rationalisierungsgewinne dürften beträchtlich sein. Daß alle auf dem Markt befindlichen Systeme nicht den Idealanforderungen genügen, darf dabei nicht länger Hinderungsgrund sein. Oder, um es ganz konkret und unmißverständlich auszudrücken: Die noch fehlende Haushaltsschnittstelle zum universitären Haushaltssystem SAP/R 3 darf meiner Ansicht nach nicht als Grund aufgeführt werden, um die Ausstattung der Seminar- und Institutsbibliotheken mit EDV um weitere Jahre zu verzögern. Auch unvollständige Ergebnisse können besser als gar keine Ergebnisse sein.

5. Rascheste Realisierung des geplanten Neubaus eines Servicezentrums für Kommunikation und Information im Neuenheimer Feld

Das Servicezentrum soll das Universitätsrechenzentrum, die Zweigstelle der Universitätsbibliothek für Medizin und Naturwissenschaften sowie weitere bibliothekarische Einrichtungen aus den genannten Fachbereichen in einem Gebäude vereinen. Ziel ist die Errichtung einer 24 Stunden geöffneten zentralen Einrichtung, die sowohl hinsichtlich der bereitgestellten Informationstechnologie wie hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit der Betriebsabläufe neue Maßstäbe setzen wird. Ein Grundstück in idealer Lage des Neuenheimer Felds steht zur Verfügung, ein detailliertes von UB und Universitätsrechenzentrum erstelltes Planungskonzept liegt vor, doch ist es der Universität leider im vergangenen Jahre nicht gelungen, für dieses Projekt die Unterstützung des Finanzministeriums zu gewinnen. Sollte es aus finanzpolitischen Überlegungen derzeit nicht möglich sein, das ganze Vorhaben auf einen Schlag zu finanzieren, so wäre doch aus meiner Sicht durch die zuständigen Ministerien zu prüfen, ob das Land nicht zumindest einen ersten Bauabschnitt bewilligen kann, statt das Vorhaben bis zum kommenden Doppelhaushalt 2004/5 hinauszuschieben.

In genauer Kenntnis der bibliothekarischen Gegebenheiten im Neuenheimer Feld kann ich jedenfalls mit Bestimmtheit versichern, daß die durch diesen Bau an anderer Stelle freiwerdenden Nutzflächen sowie die durch diesen Bau einzusparenden Sachmittel und Personalressourcen bereits binnen weniger Jahre zu einer Amortisierung der Baukosten führen wür-

den, ganz zu schweigen von dem unschätzbaren Gewinn, der sich durch eine dann mögliche optimale Literatur- und Informationsversorgung für Forschung und Lehre im Neuenheimer Feld ergibt.

6. Planmäßiger und gut überlegter Abbau der über Jahrzehnte gewachsenen und objektiv nachweisbaren Strukturdefizite, die sich durch das bislang weitgehend beziehungslose Nebeneinander von zentraler Universitätsbibliothek einerseits und Seminar/Institutsbibliotheken andererseits zwangsläufig ergeben

Zentralgesteuerter Personaleinsatz, standardisierte und rationalisierte Medienbearbeitung sowie engste Zusammenarbeit bei der Medienbeschaffung sind hier die Teilziele auf dem erstrebenswerten, ökonomisch und universitätspolitisch gebotenen Weg zu einem zumindest virtuell einschichtigen Bibliothekssystem.

Ich hoffe und wünsche mir, daß es der neuen Direktion in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit Rektorat und Universitätsverwaltung gelingen möge, die jetzt noch weitgehend von Partikularinteressen bestimmten traditionellen Strukturen im wohlverstandenen Interesse der gesamten Universität durch neue zeitgemäße Formen der Zusammenarbeit zu ersetzen. Ein erstes Modell für das, was bei gutem Willen aller Beteiligten möglich ist, ist der in engster Zusammenarbeit zwischen UB und Instituten aufgebaute Bibliotheksverbund von drei bislang bibliothekarisch getrennt arbeitenden altertumswissenschaftlichen Instituten, der am ersten Oktober diesen Jahres seine Arbeit aufnehmen soll.

7. Massive Verbesserung der finanziellen Situation der Universitätsbibliothek für die Beschaffung und Bereitstellung von Büchern und elektronischen Medien

Die zur Zeit gegebene finanzielle Situation bei der Beschaffung von Literatur läßt sich am besten mit einer inzwischen schon klassisch gewordenen Feststellung meines Münchner Kollegen Griebel beschreiben, der schon vor einigen Jahren das Wort von der „schleichenden Auszehrung der Universitätsbibliotheken“ prägte. Dazu nur ganz wenige Angaben: Durch den Solidarpakt ist der Etat der Universitätsbibliothek seit 1997 eingefroren, d. h. er hat sich in seiner Summe seit diesem Jahr – also jetzt schon im 5. Jahr – nicht mehr erhöht. Im gleichen Zeitraum stiegen die Preise für die kostenintensiven naturwissenschaftlich-medizinischen Zeitschriften nach einer bundesweiten Auswertung um weit mehr als 60% an, auch für dieses Jahr werden wieder Preissteigerungen in zweistelliger Höhe prognostiziert. Hinzu kommen bei der Beschaffung der internationalen Literatur schon seit erheblicher Zeit gravierende Pfund- und Dollarkurssteigerungen. Infolgedessen ist unser Zugang an Monographien seit Mitte der 90er Jahre kontinuierlich gesunken, erstmals mußten im vergangenen Jahr auch Zeitschriftenabonnements in erheblicher Menge abbestellt werden. In der Summe ein gravierender Substanzverlust, dessen nachteilige Folgen für Forschung und Lehre sich von Jahr zu Jahr deutlicher bemerkbar machen werden. Der Rezipient, diese Misere zu beenden bzw. die Preisspirale zu stoppen, gibt es mehrere, sie zeichnen sich meist durch ihre Theorielastigkeit aus.

Ich kann an dieser Stelle verständlicherweise nicht näher darauf eingehen, mir lag nur daran, auf die insgesamt bedrohliche, um nicht zu sagen dramatische Finanzsituation aufmerksam zu machen, in der sich die UB Heidelberg und natürlich auch die anderen wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes befinden. Nur mit Bedauern muß festgestellt werden, daß Bibliothekare keine Lobby haben. Erst vor kurzem sagte mir ein ranghoher Vertreter des Wirtschaftsministeriums: „Sie haben doch schon so viele Bücher. Lassen Sie die doch erst mal alle lesen“.

Die wichtigste Zielsetzung der nächsten Jahre muß es daher sein, diese verhängnisvolle Entwicklung zu stoppen und durch massive Finanzspritzen dafür zu sorgen, daß die Leistungsfähigkeit unserer Bibliotheken auch in Zukunft erhalten bleibt.

Meine Damen und Herren, die sieben Arbeitsziele die ich Ihnen genannt habe, sind nicht als Empfehlungskatalog für meine Nachfolge zu verstehen. Es wären meine ganz persönlichen Arbeitsziele gewesen, wenn ich noch einige Jahre an dieser Bibliothek hätte verbringen können. Ein Nachfolger wird vielleicht ganz andere Akzente setzen.

Ich komme zum Schluß, und am Schluß einer Abschiedsrede steht unweigerlich der Dank. Zunächst einmal darf ich all denen danken, die die heutige Veranstaltung geplant und auch bestritten haben. Mein herzlicher Dank dafür gilt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich hier beteiligt haben. Ich danke aber auch allen Rednern, die mich heute Nachmittag mit so freundlichen und ehrenden Worten bedacht haben.

Schließlich danke ich vor allem auch meinem Freund Bernhard Maier, der mir sein spritziges, virtuoseres Spiel zum Abschiedsgeschenk machte.

Wenn ich nun des weiteren aufzählen würde, wofür ich alles dankbar sein muß und wem ich alles Dank schulde, würde ich Ihre frohe Erwartung, nun endlich doch am Ende dieser Feierstunde angelangt zu sein, in herbe Enttäuschung wandeln, würde ich doch noch Stunden benötigen. Gleichwohl möchte ich noch zwei Personen namentlich hervorheben, ohne die meine Arbeit an dieser Bibliothek in der Rückschau für mich gar nicht vorstellbar ist.

Ich kann es nur als Glücksfall bezeichnen, daß ich Sie, liebe Frau Weber, in den mehr als zehn Jahren meines Direktorats als beständige und engste Mitarbeiterin zur Seite hatte. Gemeinsam haben wir meist am Abend unzählige Stunden damit zugebracht, um Tagesgeschäfte zu besprechen, neue Projekte zu diskutieren, Vorgehensweisen festzulegen. Sie waren mit geradezu preußischer Pflichtauffassung absolut loyal und haben gerade deshalb die offene und unverblühte Kritik nicht gescheut. Mit Ihrer Kritik mußte man umgehen können und erst einmal begreifen, daß dahinter immer nur ein einziger Impetus stand: der Sache der Bibliothek uneigennützig zu dienen. Ihr Mitdenken, Ihre Kreativität, Ihre Ideen waren konstitutiver Bestandteil unserer täglichen Arbeit. Ihnen habe ich auch die schöne und beeindruckende Festschrift zu meinem 60. Geburtstag zu verdanken, deren Spiritus Rector Sie waren und ebenso wäre diese heutige Feierstunde in dieser mich ehrenden Form ohne Ihre Aktivität so nicht zustande gekommen. Ich bedauere es deshalb sehr, daß Sie sich trotz meines mehrfachen Drängens nicht dazu entschließen konnten, sich um meine Nachfolge zu bewerben. Ich könnte mir keine bessere Nachfolge vorstellen. Für Ihre verbleibenden Amtsjahre wünsche ich Ihnen alles Glück der Erde.

Die zweite Person, der ich namentlich meinen Dank abstatte, ist der Altkanzler unserer Universität, Herr Kraft. Noch heute ist mir genauestens in Erinnerung, daß Sie, lieber Herr Kraft, den Heidelberger Homo novus am Vorabend seines ersten Amtstages, am Donnerstag, den 28. Februar 1991 in freundlichster Weise empfangen, ihn persönlich in sein vorläufiges Quartier begleiteten und ihn dann auch noch zum Abendessen einladen. Diese für mich gänzlich unerwartete, persönliche Geste hat mich tief beeindruckt und ist mir bis heute lebendig vor Augen. In den schwierigen ersten Jahren ließen Sie mich spüren, daß ich zu Ihnen Vertrauen haben durfte und daß Sie mir Ihrerseits Vertrauen entgegenbrachten. Mit Bedacht und klugem Urteil prüften Sie alles, was ich Ihnen vortrug und ließen mich immer wieder wissen, daß ich gern gesehener Partner, nie aber lästiger Bittsteller war. Viele Bibliotheksprojekte, die in meiner Amtszeit realisiert worden sind, sind ausschließlich Ihrer Fürsprache, Ihrer Hilfe, Ihrem Rat und Ihrer Erfahrung zu verdanken. Dafür bin ich Ihnen dankbar, und ich bin zuversichtlich, daß sich die in mehr als einem Jahrzehnt aufgebaute menschliche Beziehung, die auch in der Liebe zur Musik einen gemeinsamen Bezugspunkt gefunden hat, über den jetzt gegebenen Zeitpunkt meiner Pensionierung in freundschaftlicher Verbundenheit andauern wird.

Meine Damen und Herren, vielen die hier anwesend sind, habe ich in dieser oder jener Weise zu danken. Sie mögen es mir verzeihen, daß ich Sie jetzt nicht auch namentlich aufführen kann. Lassen Sie es mich so ausdrücken: Ich danke allen, die nicht genannt sind, für die Freundlichkeit, mit der Sie mir begegnet sind, für die Hilfsbereitschaft, mit der Sie mich unterstützt haben, und nicht zuletzt auch für die

Geduld und Nachsicht, mit der Sie auch meine Schwächen ertragen haben.

Die UB Heidelberg hat unter den 78 deutschen Universitätsbibliotheken seit jeher einen singulären Platz eingenommen. Sie ist nicht nur die älteste und traditionsreichste Universitätsbibliothek, sie ist auch immer noch trotz der Finanzkrise eine der größten und führenden unter den wissenschaftlichen Bibliotheken der Bundesrepublik. Daß dies so bleiben möge, ist mein Wunsch für die Zukunft.

¹ Eco, Umberto: De Bibliotheca.

In: Eco Umberto: Sette anni di desiderio, Milano 1983

² Döhmer, Klaus: Merkwürdige Leute: Bibliothek und Bibliothekar in der schönen Literatur. 2. verb. u. erg. Aufl., Würzburg 1984; Hopp, Andrea u. a. "... alte Bücher, 'ne Menge alter Bücher, viel Staub...". Der Bibliothekar in Vorstellung und Wirklichkeit, Frankfurt 1984; Rost, Gottfried: Der Bibliothekar. Wien, Köln 1990.

³ Vgl. dazu ausführlich: Berufsbild 2000. Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel. Hrsg. von Ute Krauß-Leichert. Berlin 1998

Die Stichwortsuche im DigiKat

Schon vor einigen Jahren hat die Universitätsbibliothek Heidelberg den Alphabetischen Katalog 1936 bis 1985 digitalisiert und im WWW zur Verfügung gestellt. Dieser DigiKat (<http://digikat.uni-hd.de>) ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Nachweis- und

men werden: Täglich gibt es etwa 500 Recherchen im DigiKat.

Recherchieren und Browsen im DigiKat ist nicht alles: Die meisten Titel sind als Kurzaufnahmen ja bereits in Heidi erfaßt, und so lag es nahe, den DigiKat um eine Bestellkomponente zu

kann in Heidi bestellt oder vorgemerkt werden.

Als vorläufig letztes Desiderat blieb die Stichwortsuche in den Kartentexten. Dabei handelt es sich um das bei weitem ambitionierteste Vorhaben im Zusammenhang mit dem DigiKat. Die Komplexität

The screenshot shows a Netscape browser window with the following elements:

- Browser Title:** Netscape: Digikat 1936 - 1985
- Address Bar:** http://www.ub.uni-heidelberg.de/Digikat/
- Website Header:** RUPRECHT-KARLS-UNIVERSITÄT HEIDELBERG and UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
- Navigation Links:** UNIVERSITÄT, STARTSEITE, AKTUELLES, A - Z, KONTAKT
- Main Content:**
 - Headline: Digitalisierter Alphabetischer Zettelkatalog 1936 - 1985 der Universitätsbibliothek Heidelberg (DigiKat)
 - Text: Die Digitalisierung dieses Kataloges wurde finanziert von der Universitäts-Gesellschaft Heidelberg.
 - Search Section:
 - Suche nach:
 - Ordnungsbegriffen: Suche
 - (Eingabebeispiel)
 - Stichworten: Suche
 - (Eingabebeispiel)
 - Further Information:
 - Projekt-papiere:
 - Kostengünstige Digitalisierung eines Zettelkataloges
 - Wie kann in Millionen sehr kurzer OCR-Texte schnell und fehlertolerant gesucht werden?
- Sidebar (Left):**
 - WIR ÜBER UNS
 - UNSER SERVICE
 - VIRTUELLE BIBLIOTHEK
 - KATALOGE
 - SUCHE
- Image:** A small image of library cards is overlaid on the right side of the page.

Recherchewerkzeug geworden. Es hat sich gezeigt, daß die Suche in den Ordnungsbegriffen (Köpfen) der Karten und das anschließende Browsen in der Umgebung der Fundstelle gut angenom-

ergänzen. Damit wurde die „Insellösung“ DigiKat im Umfeld der anderen Kataloge zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch weitgehend reduziert: Im Anschluß an die Recherche im DigiKat

ergab sich aus dem Wunsch, sehr kurze Antwortzeiten und eine aus Benutzersicht einfache Handhabung zu erreichen.

Kurze Antwortzeiten sind bei der Suche in kleineren Datenmengen oder in

strukturierten Daten von Datenbanken keine Kunst. Anders ist dies bei größeren unstrukturierten Datenmengen, wie wir sie hier antreffen. Ein Gefühl dafür können vielleicht einige Zahlen geben: Auf den 1.219.929 Karten des DigiKat gibt es insgesamt 6.829.149 verschiedene Wörter. Viele davon kommen natürlich mehrfach vor. Am häufigsten gibt es Wörter mit acht Zeichen; davon gibt es 712.034 verschiedene.

Die verschiedenen Wörter sind mit einer OCR-Software aus den Kartenimages rekonstruiert worden. Dabei sind vielerlei Fehler entstanden, so daß die ermittelten Wörter oftmals Kunstgebilde sind, die nur eine gewisse Ähnlichkeit zu Worten aus realen Sprachen haben. Bei einer Recherche müssen daher auch solche Wörter gefunden werden, die dem Suchbegriff bloß ähnlich sind. Gewohnte Indexierungsmethoden mit invertierten Indizes kommen daher nicht in Betracht.

Wollte man versuchen, den Suchbegriff einer Recherche mit sämtlichen erkannten Wörtern zu vergleichen, um alle dem Suchbegriff ähnelnden Wörter zu ermitteln, könnte man sich getrost auf eine längere Kaffeepause einrichten.

Dabei schien die Sache zunächst so einfach und naheliegend: Man nehme die Kartenimages, wende eine OCR-Software an, um die Texte zu rekonstruieren, indixiere diese Texte und schon ist die Stichwortsuche fertig.

Aber die Probleme beginnen schon bei der OCR-Software. Beim DigiKat hat man es ja nicht mit 10 oder 20 gescannten Seiten zu tun, auf die man mal schnell eine OCR-Erkennung mit einer Windows-Software anwenden kann. Für die etwa 1,2 Mio Kartenimages kamen nur vollautomatische OCR-Programme in Betracht, die es für Windows gar nicht zu geben

scheint. Wir wurden schließlich doch bei einer Software für Linux fündig, für die die gewünschte Eigenschaft versprochen (wenn auch nicht ganz eingehalten) wird. Als nächstes waren wir mit der Erkennungsdauer für eine einzelne Karte konfrontiert: Pro Image werden etwa 7 Sekunden benötigt, um den gewünschten Text zu rekonstruieren. Bei 1,2 Mio Karten summiert sich die Programmlaufzeit bei Tag- und Nachtbetrieb auf etwa drei Monate auf. Es ist leicht nachvollziehbar, daß bei derart langen Laufzeiten vielerlei Probleme entstehen können, so daß wir nur in Etappen von jeweils 10.000 Karten vorgehen konnten.

Beim Kartenkatalog haben wir es nicht mit einem homogenen Gebilde zu tun, sondern mit einem über Jahrzehnte gewachsenen und genutzten Korpus, der sich teilweise einer OCR-Erkennung durchaus widersetzt:

- Die Karten sind wegen unterschiedlicher Schrifttypen und -größen, verschiedener Kontraste, nachgetragener hand- oder maschinengeschriebener Ergänzungen oder physischer Abnutzung nicht gleichmäßig gut zu lesen.
- Die rekonstruierten Texte können wegen der Sprachenvielfalt und vieler Eigennamen nicht mit Lexika abgeglichen werden.
- Schließlich arbeiten OCR-Programme selbst bei optimalen Vorlagen nicht fehlerfrei.

Bei der OCR-Texterkennung entstanden also vielfältige, nicht behebbare Erkennungsfehler. Nur höchstens etwa zwei Drittel aller Wörter werden bei Vorlagen diese Art richtig erkannt. Hinzu kommt,

daß die Länge eines rekonstruierten Kartentextes durchschnittlich nur etwa 23 Wörter beträgt. Bei derart kurzen Texten kommen relevante Begriffe zumeist lediglich einmal auf einer Karte vor und werden möglicherweise nicht richtig rekonstruiert. Dies wäre bei längeren Texten anders, weil mehrfach vorkommende Begriffe nur einmal richtig erkannt werden müssen, damit sie bei einer Recherche wiedergefunden werden können. Dies ist auch der Grund dafür, daß ein Begriff, der auf mehreren Karten vorkommt, durchaus ganz unterschiedlich erkannt werden kann.

Trotz dieser Erkennungsfehler sollen bei der Recherche aber möglichst alle Karten gefunden werden, die den Suchbegriff enthalten. Eine Lösung dieses Problems besteht darin, die rekonstruierten Wörter in so genannte Trigrame zu zerlegen. Das Wort „eberhard“ wird demnach in die 10 Trigrame „_e“, „_eb“, „ebe“, „ber“, „erh“, „rha“, „har“, „ard“, „rd_“ und „d_“ zerlegt. Diese Trigrame werden in einer Datenbank gespeichert. Bei einer Recherche werden vom Suchbegriff ebenfalls die Trigrame gebildet und solche Wörter aus der Datenbank extrahiert, die die größte Trigram-Übereinstimmung mit dem Suchbegriff haben.

Konstruieren wir dazu ein Beispiel: Nehmen wir an, es solle nach dem Wort „eberhard“ gesucht werden. Dieses Wort ist 8 Zeichen lang. Die Suche soll sich auch auf solche Wörter erstrecken, die dem Suchbegriff ähneln, also durchaus kurzer oder länger sein können. Um nicht sämtliche Wörter der Datenbank auf Ähnlichkeit vergleichen zu müssen, beschränken wir uns auf die Suche nach ähnlichen Wörtern der Länge 6 bis 10 Zeichen. Kürzere oder längere Wörter nehmen wir generell als zu unähnlich an.

Wir bilden also die Trigrame des Suchbegriffes und suchen in der Daten-

Netscape: Stichwortsuche im DigiKat 1936 - 1985

Back Forward Reload Home Search Netscape Images Print Security Shop Stop

Location: http://www3.ub.uni-heidelberg.de/cgi-bin/digikat/dk1/prod4/beautifier?query=EBERHARD&stopw=&from_ex... What's Related

Stichwortsuche im Digitalisierten Zettelkatalog 1936 - 1985

(Die Stichwortsuche basiert auf OCR-Daten)

Suche:

Ca. **4364** Treffer hoher Übereinstimmung(★★★★)
Evtl. weitere Treffer geringerer Übereinstimmung.

Abailard, [Pierre]	§ 3490 0/20 2. Aufl.
--------------------	-------------------------

Abaelard: Die Leidensgeschichte und der Briefwechsel mit Heloisa [Epistolae, deutsch]. (Übertr.u.hrsrg.von Eberhard Brost. 2.erw.Aufl.) Heidelberg: L.Schnöder (1954). 550 S. 8°

bank sämtliche Wörter der Länge zwischen 6 und 10 Zeichen heraus, die das Trigramm „_e“ enthalten. Anschließend suchen wir nach sämtlichen Wörtern der genannten Längen, die das Trigramm „_eb“ enthalten, das sind übrigens 3.671. Wir fahren mit „ebe“ mit 9.545 Fundstellen fort. Mit allen anderen Trigrammen verfahren wir genauso, so daß wir schließlich insgesamt 120.834 Wörter erhalten, die

eines oder mehrere der Trigramme des Suchbegriffes enthalten. Das sind natürlich viel zu viele, um sie dem Benutzer zuzumuten, zumal manche der gefundenen Wörter nur eines oder wenige der Trigramme aus dem Suchbegriff enthalten. Es gilt also zu filtern. Dabei werden, stark verkürzt ausgedrückt, solche Wörter bevorzugt, die möglichst viele Trigramme des Suchbegriffes enthalten. Abschließend

wird ein Ranking vorgenommen, wobei quasi nach der Zahl der übereinstimmenden Trigramme geordnet wird.

Zwei Probleme haben wir damit aber noch nicht gelöst: Eine Karte kann nämlich durchaus mehrere, dem Suchbegriff ähnliche Wörter enthalten. In diesem Fall wird sie nur einmal berücksichtigt, und zwar für das besser übereinstimmende Wort.

Ein zweites Problem ist das Ranking, wenn zugleich nach mehreren Suchbegriffen recherchiert wird. Dann sollen ja solche Karten im Ranking besser abschneiden, die mehrere den Suchbegriffen sehr ähnelnde Wörter enthalten. Dabei muß zusätzlich berücksichtigt werden, daß einer der Suchbegriffe im Katalog viel häufiger vorkommen kann (z. B. bei Stoppwörtern) als andere, und die betreffenden Karten somit einen geringeres „Gewicht“ haben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dies alles seine Zeit benötigt. Wenn allein beim Suchwort „eberhard“ schon etwa 120.000 ähnliche Wörter gefunden werden, der Fall mehrerer Suchbegriffe koordiniert werden muß, und der Benutzer schließlich eine schön sortierte Ausgabe erwartet. Wir haben daher noch weiter in die Trickkiste gegriffen. Das gesamte Verfahren wird in zwei Teile geteilt: Im ersten Teil werden nur solche Karten gesucht, in denen sämtliche Suchbegriffe exakt vorkommen. Dies geht ziemlich schnell, und die Fundstellen würden auf der Rangliste sowieso ganz oben stehen und dem Benutzer als erstes angezeigt. Erst danach werden im zweiten Schritt die Karten mit ähnlichen Wörtern gesucht und das beschriebene Ranking vorgenommen. Der zweite Schritt geschieht im Hintergrund, während der Benutzer die Ergebnisse des ersten Schrittes schon betrachtet. So bleibt die Antwortzeit der Software sehr kurz, und der Benutzer merkt kaum etwas vom länger andauernden Weiterrechnen im Hintergrund.

Die Anwendung dieses komplexen Verfahrens (es ist in Wahrheit noch ein wenig komplizierter, wie sich in einem Projektpapier unter digikat.uni-hd.de nachlesen läßt) braucht auch auf schnellen Rechnern seine Zeit. Das Ergebnis unseres Vorgehens kann sich sehen las-

sen: Die Rechenzeit beträgt auch bei aufwendigen Recherchen meist unter 0,3 Sekunden. Bei anderen digitalisierten Katalogen mit ähnlichen Recherchezugängen müssen Benutzer deutlich länger warten.

Die Nachfrage nach dieser neuen Stichwortsuche im DigiKat (in der ersten Zeit ca. 200 bis 300 Recherchen pro Tag) ist eine schöne Belohnung für die geleistete Arbeit.

Eberhard Pietzsch, StuUB Frankfurt/Main

Der „Heidelberger Hypertextserver“

Erste Schritte auf dem Weg zu einer komplexen dynamischen Datenbank für die textorientierten Kulturwissenschaften

In einer der letzten Ausgaben der „Theke aktuell“ stand das Versprechen, „mehr und Genaueres“ von dem neuen DFG-finanzierten Projekt „Mitteluropäische Kulturtradition: Möglichkeiten ihrer digitalen Erschließung im Internet. Heidelberger Hypertextserver (HDHS)“ zu berichten. Dieses Versprechen soll hier eingelöst werden, auch wenn es noch etwas zu früh für die Präsentation von Ergebnissen ist und nur ein „Werkstattbericht“ gegeben werden kann.

HDHS ist ein Gemeinschaftsprojekt der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Hauptantragsteller Dr. Heino Speer), des Heidelberger Germanisten Prof. Dr. Oskar Reichmann und der Universitätsbibliothek Heidelberg (Dr. Eberhard Pietzsch). Das Ziel des Gemeinschaftsprojekts besteht darin, eine Struktur zur datentechnischen Erschließung vornehmlich textbasierter mitteleuropäischer Kulturtraditionen zu entwickeln und soweit mit Daten zu füllen, dass in einer Erprobungsphase ihre prinzipielle Brauchbarkeit und Nützlichkeit unter Beweis gestellt werden kann. Im Falle eines Erfolgs soll HDHS zu einer Dauer-einrichtung werden – der dafür erforderliche institutionelle Träger (und Geldgeber) steht freilich noch nicht fest.

Ein besonderer Reiz des Vorhabens besteht darin, komplexe kulturwissenschaftliche Daten in umfassender Weise informationstechnisch zu erschließen. Als Basis und Ausgangspunkt dienen die historischen Bedeutungswörterbücher „Deutsches Rechtswörterbuch“ und „Frühneuhochdeutsches Wörterbuch“. Konkret geht

es um die Quellentexte der Wörterbücher, also um „Texte“ als Erzeugnis und Zeugnis bestimmter historischer Konstellationen in einem umfassenden Sinne. Jeder Text kann als eine zwar methodologisch schwer zu handhabende, aber gute Zugangsmöglichkeit zu vergangenen Lebenswirklichkeiten verstanden werden. Texte geben jedoch nicht nur inhaltliche Auskünfte über vergangene Welten, sondern standen auch selbst einst in einem lebenswirklichen Zusammenhang. Diese Zusammenhänge müssen bei einer Textanalyse also ebenfalls berücksichtigt werden, mit anderen Worten: Neben inhaltlichen Fragen sind solche im Zusammenhang mit Textproduktion und -rezeption bei Textklassifizierungen ganz zentral. HDHS muss also auch Fragen folgender Art berücksichtigen: *Wann ist ein bestimmter Text auf wessen Anregung wo und von wem konzipiert, abgefasst oder gedruckt worden? In welcher Sprachvarietät und mit welcher Intention wurde der Text abgefasst? Was lässt sich über die Textsorte sagen? Was wissen wir über den Verfasser oder Schreiber eines Textes, über das persönliche Umfeld, soziale Herkunft, Bildungsweg oder Beziehungen zu anderen Personen der Zeit? Von wem ist ein Text wann, wo und wie rezipiert worden? Welche Texte dienten anderen als Vorlage?* Dabei scheint sich schon jetzt abzuzeichnen, dass mit HDHS nicht nur „alter Wein“ in „neuen Schläuchen“ feilgeboten wird, sondern durch die informationstechnische Erschließung neue und für die Forschung weiterführende Zugangswege gebahnt werden. Es wäre also ein erfreuliches Ergebnis des Projektes, wenn die neu entwi-

ckelte „Form“ die Art und Zielrichtung des Zugriffs auf die „alten Inhalte“ auch substantiell erweiterte und dazu beitrüge, den Kulturwissenschaften neue Forschungslandschaften zu erschließen.

Mit HDHS entsteht eine spezialisierte (Retrieval-)Datenbank, deren Struktur auf die spezifischen Bedürfnisse der textorientierten Kulturwissenschaften zugeschnitten ist. Diese Struktur ist zum einen extrem komplex, zum anderen muss sie eine erhebliche Flexibilität beim Umgang mit ihren besonderen Daten zulassen. Hinzu kommt, dass ein auf die Datenbankstruktur zugeschnittenes und hoch differenziertes Recherche-Instrumentarium entwickelt werden muss. Erklärtes Ziel des Projektes ist die Präsentation im Internet: HDHS wird seine Informationen über einen dynamischen Datenbankserver (ww) weltweit zugänglich machen. Bei der Suche nach einer Antwort auf die bislang noch nicht abschließend geklärte Frage, wie dies informationstechnisch realisiert werden soll, arbeitet HDHS mit dem Kölner Lehrstuhl für Historisch-Kulturwissenschaftliche Informationsverarbeitung von Prof. Manfred Thaller zusammen. Das von Prof. Thaller entwickelte, frei verfügbare Datenbankprogramm mit CGI-Server-Komponente „Kleio“ (<http://www.hki.uni-koeln.de/kleio/story/indexpage.html>) zur Verarbeitung von spezifisch kulturwissenschaftlichen Daten bietet eine Alternative zum ebenfalls in der engeren Wahl stehenden kommerziellen FAUST-i-Server der Firma Land-Software.

Um mit diesem Instrumentarium differenzierte, zielgenaue und komplexe

Recherchen starten und erfolgreich beantworten zu können, ist freilich eine nicht minder differenzierte, präzise und komplex vernetzte Strukturierung der Daten innerhalb der Datenbank nötig: die sogenannte Datenmodellierung. Datenmodellierung bedeutet in diesem Fall, dass die der Datenbank zugrundeliegenden „Daten“ einheitlich, präzise und in sich stringent strukturiert werden. Das kommt jedoch bei kulturwissenschaftlichen „Daten“ einer Quadratur des Kreises nahe, und gerade die Daten-Basis von HDHS wird durch äußerst unterschiedliche „Datenmengen“ gebildet, den „drei Säulen“ des Projektes:

1. Die „erste Säule“ sind die Wörterbücher selbst:

Das Deutsche Rechtswörterbuch (DRW) beschreibt den Wortschatz der älteren deutschen Rechtssprache. Da es fast nichts im menschlichen Miteinander gibt, was nicht auch einen rechtlichen Aspekt hätte, ist der vom DRW erschlossene Wortschatz zur Allgemeinsprache hin offen. Den einzelnen Wörterbuchartikeln liegen Belege aus einem sehr großen Quellenkorpus zugrunde – das Quellenverzeichnis führt ca. 7 900 Siglen von Texten der westgermanischen Sprachen von den ersten Belegen des 6. Jahrhunderts bis zum Tod Goethes an. Das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch (FWB) stützt sich hingegen auf ein Korpus, das mit nicht ganz einem Zehntel der DRW-Siglenzahl erheblich kleiner ausfällt und „nur“ den deutschen Sprachraum des 14.-17. Jahrhunderts erfasst, aber dafür diesen nicht fach-, sondern allgemeinsprachlich erschließt. Prinzipiell soll HDHS so gestaltet werden, dass in einer späteren Projektphase auch andere Wörterbücher wie das Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Matthias Lexer integriert werden können. Vorerst wird aus rein pragmatischen Grün-

den jedoch nur die Schnittmenge der dem DRW und dem FWB gemeinsamen Quellen bearbeitet. In einer späteren Phase wird man die Auswahl der zu bearbeitenden Quellen von ihrer Zitierhäufigkeit in den Wörterbüchern abhängig machen.

2. Die „zweite Säule“ bilden Informationen über die Inhalte der Quellenkorpora, die den Wörterbüchern zugrunde liegen:

Jeder Benutzer eines Wörterbuchs muss darauf vertrauen können, dass der Wörterbuchmacher die Texte („Quellen“), die er der Gewinnung seiner Informationen zugrundelegt, gründlich kennt. Es ist für die Einordnung und Bewertung des einzelnen Belegs schließlich ein gewichtiger Unterschied, ob ein Text ins 12. oder 17. Jahrhundert datiert wird, ob er dem westoberdeutschen Sprachraum oder den deutschen Sprachinseln in Ungarn entstammt, ob es sich um das Lied eines Vaganten, die Vision einer Begine oder die Abrechnung eines Hansekaufmanns handelt. Zwar kann sich jeder mit Hilfe der Quellensigle der jeweiligen Belegstelle darüber informieren, welcher Text beziehungsweise welche Edition die Grundlage der Einordnung bildet, doch sind die im Quellenverzeichnis angeführten Angaben in aller Regel äußerst dürr und nötigen den Benutzer gerade dann, wenn er weiterführende kulturwissenschaftliche Fragen hat, sich eigens über die Quelle zu informieren. Klassifizierende Angaben zu den Wörterbuchquellen erhöhen also den Informationsgehalt von Wörterbüchern ganz erheblich und stellen folglich ein wesentliches Element von HDHS dar. Da die den Wörterbüchern zugrundegelegten Texte auch für andere textbasierte Kulturwissenschaften ganz zentrale Quellen sind, erschließt HDHS mit der Textklassifizierung zugleich auch wesentliche Aspekte mittel-europäischer Kulturtraditionen.

3. Die „dritte Säule“ bilden Digitalisate von Quellentexten und eine Vielzahl recht unterschiedlich strukturierter Internetressourcen:

Ein zentraler Grund für die Errichtung dieser „Säule“ liegt an einer weiteren, ebenfalls in der Logik von Wörterbüchern liegenden Forderung, nämlich am Wunsch nach dem Zugriff von der Belegstelle auf den gesamten Quellentext. Dies geschieht, wo immer möglich, durch die Verknüpfung mit den bereits verfügbaren maschinenlesbaren Quellentexten. Obwohl die elektronische Datenverarbeitung im Vergleich mit der langen Geschichte des DRW (seit 1896) gleichsam noch in den Schuhen eines Teenagers steckt, wächst die Menge maschinenlesbarer Texte täglich und täglich rasanter. Das DRW sammelt schon seit einiger Zeit maschinenlesbare Quellentexte, die Menge der im World Wide Web verfügbaren Texte wächst zusehends, so dass sich eine Anbindung dieser Ressourcen an HDHS anbietet. Gedacht wird aber z. B. auch an die Anbindung der Informationen, die der Marburger Handschriftenzensus über deutschsprachige Handschriften bietet (<http://www.uni-marburg.de/hosting/census/welcome.html>) oder an die Vernetzung mit den von der UB Heidelberg mittlerweile ins Netz gestellten Palatina-Handschriften (<http://palatina-digital.uni-hd.de>). Hinzu tritt die kaum mehr überschaubare – und in ihrer Qualität äußerst unterschiedliche – Menge an Informationen, die das Internet anbietet. Diese Informationen sollen von den dazu qualifizierten Mitarbeitern von HDHS auf ihre Validität hin geprüft und durch Hyperlinks mit HDHS verknüpft oder durch eigens entwickelte „Anschlussstellen“ von HDHS aus recherchierbar gemacht werden. Auf diese Weise wird sich der kulturhistorisch interessierte Nutzer über die

Belegstelle im Wörterbuch oder die Quellenangabe hinaus die Kontexte erschließen können, die ihn jeweils interessieren.

Doch diese „drei Säulen“ alleine können noch keine Datenbank strukturieren. Hinzu kommt die zielgerichtete Vernetzung der Informationen aus allen drei Bereichen. Es handelt sich dabei sozusagen um ein komplexes „Verweissystem“, eben ein Hypertextsystem. Ein Beispiel kann dies deutlich machen:

Die Bambergische Halsgerichtsordnung, wichtige Quelle sowohl für das DRW als auch das FWB, wurde mit dem Druckdatum 19. Juni 1507 bei dem Bamberger Drucker Hans Pfeil zum erstenmal gedruckt. Abgefasst wurde sie, offenbar auf Anregung des Bamberger Fürstbischofs Georg III. Schenk von Limpurg, maßgeblich von Freiherr Johann „dem Starcken“ zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg, der dabei auf eine Vielzahl von legislatorischen Vorbildern zurückgriff, etwa auf das Bamberger Stadtrecht, die sogenannte Nürnberger Reformation (1479) und Schriften italienischer Juristen. Die Bestimmungen der Bambergischen Halsgerichtsordnung ihrerseits prägten wiederum die einflussreiche „Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.“ von 1532. Wer im Internet recherchiert, findet schließlich sogar ein gescanntes Exemplar der Erstdruckausgabe der Bambergensis (allerdings fehlt das Titelblatt: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/desbillons/bambi.html>) samt einigen Informationen zu Ausgabe, Autor und (rechts)historischem Hintergrund, ins Netz gestellt von einem wissenschaftlich vertrauenswürdigen institutionellen Anbieter.

Alle diese Informationen (und noch einige mehr), die sich in wenigen Sätzen in einer logischen, aussagekräftigen und eindeutigen Weise sprachlich miteinander

verknüpfen lassen, müssen auf eine ebenso logische, aussagekräftige und eindeutige Weise innerhalb der Datenbankstruktur miteinander verknüpft und z. B. über Indizes und Suchroutinen für die Recherche erschlossen werden. Das liest sich einfacher, als es zu bewerkstelligen ist, zumal jede Quelle wieder andere Eigenarten hat, die aber allesamt in der einmal entworfenen abstrakten Datenbankstruktur ohne Vergewaltigung des empfindlichen kulturwissenschaftlichen „Materials“ abgebildet werden müssen. Um beim Beispiel zu bleiben: Verknüpfungen (Hyperlinks) muss es von dem Datenbank-Objekt „Bambergische Halsgerichtsordnung 1507“ zu den Objekten „Hans Pfeil“, „Georg III. Schenk von Limpurg“, „Freiherr Johann zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg“, zu einem Objekt „Bamberg“, zu einem Objekt „Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.“ und zu der URL-Adresse mit dem gescannten Exemplar der Bambergensis außerhalb der Datenbank geben. Zu entscheiden ist dann auch, ob diese Verknüpfungen bidirektional sein sollen, welche weiteren Informationen zu den einzelnen Objekten (auch mit weiteren Hyperlinks) gegeben werden sollen – hier kann nur ganz grob angedeutet werden, wie kompliziert das Muster dieses Teppichs aus Verknüpfungen tatsächlich werden kann.

Eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass diese Verknüpfungen überhaupt hergestellt werden können, ist die Erstellung einer abstrakten Datenbankstruktur und die Klassifizierung der einzelnen Objekte, die den Inhalt der Datenbank ausmachen, gemäß dieser Struktur. Mit anderen Worten: An konkreten Beispielen müssen abstrakte Normen, Strukturen und Regeln entwickelt werden. Die erste, jetzt zu weiten Teilen abgeschlossene Projektphase von HDHS wurde von dieser Arbeit

der Datenmodellierung geprägt. Wenn beispielsweise die Datenbank auf Anfrage darüber Auskunft geben soll, welche Texte einer bestimmten Textsorte in einer bestimmten Sprachregion innerhalb eines angegebenen Zeitraums abgefasst wurden, setzt dies voraus, dass man die Texte nach Textsorte (rechtlich, literarisch etc.) klassifiziert, sich entschieden hat, was als Abfassung eines Textes zu gelten hat, wie Datierungen (auch formal) erfolgen sollen, wie fein Sprachvarianten zu erfassen und gegebenenfalls zu hierarchisieren sind. Um beim Beispiel der Bambergischen Halsgerichtsordnung zu bleiben: Das Ergebnis einer Recherche-Anfrage, welche Halsgerichtsordnungen zwischen 1500 und 1506 im oberdeutschen Sprachraum *abgefasst* wurden, müsste auch die Bambergensis auflisten. Die „Daten“ der Bambergensis müssten also folgendermaßen „modelliert“ werden: Als Textsorte müsste „Halsgerichtsordnung“ erfasst werden, die Abfassung des Textes (= „konkrete schriftliche Ausgestaltung eines Textes, der in Teilen auf mündliche und oder schriftliche Texte zurückgehen kann“) erfolgte logischerweise vor dem Datum des Erstdruckes 19. Juni 1507 (in der Form: „vor TT.MM.JJJJ“), als Sprachvariante reicht die Angabe „ostoberdeutsch“ aus, die – etwa über einen Thesaurus – dem Oberbegriff „oberdeutsch“ untergeordnet werden muss. Das Ergebnis der Recherche-Anfrage, welche Halsgerichtsordnungen zwischen 1500 und 1506 im oberdeutschen Sprachraum *gedruckt* wurden, wird hingegen die Bambergensis nicht enthalten.

Die Arbeit an der Datenmodellierung brachte sogar einen unverhofften wissenschaftlichen Mehrwert mit sich. Zwar war die Zuordnung der Objekte zu den Objektarten „Person“ und „Raum“ ohne größere Probleme durchzuführen, doch die Klassifizierung der eigentlichen Wörter

buchquellen, der „Texte“ also, warf – fruchtbare – Probleme auf. Der Zwang zur Datenmodellierung machte es nämlich nötig, einen ganz genauen Blick auf das zu werfen, was von Editoren, in Nachschlagewerken (wie z. B. dem Verfasserlexikon) und in Literaturgeschichten gemeinhin als „Text“ bezeichnet wird. Sehr bald wurde deutlich, dass es sich dabei in der Regel, wenn auch nicht immer, um Abstraktionen, um Ideen und mal individuelle, mal kollektive Vorstellungen von „Texten“ handelt und nicht um „Texte“ im Sinne von konkreten, sinnlich wahrnehmbaren „Materialisationen“ eines „Textes“ in Form von einzelnen Handschriften oder Drucken.

Die abstrakte Idee eines „Textes“, ein konventionalisiertes Interpretament, nennen wir in Anlehnung an die terminologischen Usancen der Linguistik „Textem“, während wir die konkrete Materialisation des Textems als „Textemrealisation“ bezeichnen. Weil HDHS bei der „Text“klassifizierung einen Schwerpunkt auf die Produktions- und Rezeptionsseite von „Texten“ legt, ist die Unterscheidung von Textem und Textemrealisation außerordentlich wichtig. Ein Beispiel: Es ist (nicht nur) wissenschaftliche Konvention, von „dem Nibelungenlied“ und „der Nibelungenklage“ (=Textem) zu reden, obwohl die heute bekannte Überlieferung allein 11 Handschriften und 23 Fragmente(nkomplexe) umfasst. Diese einzelnen Überlieferungsträger (=Textemrealisationen) unterscheiden sich nach Inhalt, formaler Gestaltung, Datierung, Entstehungsort, Umfang, (mutmaßlichem) Rezipientenkreis etc. erheblich voneinander. Eine Klassifizierung hat diese Unterschiede zu berücksichtigen. Beim Textem „Nibelungenlied“ wird z. B. die Datierung der Abfassung (im Sinne obiger Definition) anders ausfallen (ca. 1180-1210) als

die Datierung der Niederschrift einer bestimmten Textemrealisierung des Nibelungenliedes im sogenannten Ambraser Heldenbuch (ca. 1504-1517).

Wissenschaftliche Editionen streben in der Nachfolge Lachmannscher Ideale sehr häufig an, dem „Archetypus“ eines bestimmten Textes möglichst nahe zu kommen. Daher konstruieren die Editoren aus vielen Textemrealisierungen, oft sogar unter „Normalisierung“ eigentümlicher Orthographien und manchmal mit subjektiven Emendationen, eine mehr oder minder wissenschaftlich begründete Textgestalt. Dieser Tatsache ist sich theoretisch zwar jeder bewusst, der eine Edition in die Hand nimmt und mit dem vom Editor (re)konstruierten Text argumentiert. Praktisch gerät diese Unterscheidung jedoch häufig aus dem Blick. Damit wird es freilich schwer – wenn nicht sogar unmöglich – bestimmte Fragen an den Text zu stellen, wie z. B. all jene Fragen, welche die Textproduktion und –rezeption betreffen. Eine konsequente Unterscheidung einer Objektart Textem und einer Objektart Textemrealisierung innerhalb der HDHS-Datenbankstruktur führt daher, so ist zu hoffen, zu einem wissenschaftlichen Mehrwert. Allerdings zeigt die bisherige Erfahrung, dass dieser differenzierende Umgang mit der textbasierten Kulturtradition Europas extrem zeit- und arbeitsintensiv ist. Gerade für Wörterbuchquellen wie die Grimmschen Weistumssammlungen ist eine Aufschlüsselung nach Aberhunderten von Weistümern aus pragmatischen Gründen nicht sinnvoll und musste daher vorerst zurückgestellt werden.

Ein weiteres Aufgabenfeld von HDHS ergibt sich aus der gezielten Beschäftigung mit der Frage, was das Internet bereits an digital aufbereiteten „Texten“ bietet, sei es nun der maschinenles-

bare Volltext einer Edition oder eine gescannte Bilderhandschrift. Durch die klassifizierende Erschließung und Bündelung entsprechender Informationen wird für eine Vielzahl von Nutzern einerseits ein gezielter Zugriff erleichtert, andererseits lässt sich auch schnell feststellen, was an Digitalisaten schon vorhanden ist und was noch fehlt. HDHS könnte auf diese Weise zu einem „Knoten im Netz“ und zu einer Clearingstelle für alle diejenigen werden, die an der digitalen Aufbereitung von Handschriften, Bildern, Texten etc. beteiligt sind. Freilich zeichnet sich schon jetzt ab, was jeder ahnt, der sich im Labyrinth des Internet bewegt: Der Arbeitsaufwand, um die Aufgaben einer Clearingstelle zu übernehmen, ist schon jetzt kaum mehr vertretbar und wird angesichts des exponentiell wachsenden Netzes auch noch gewaltig ansteigen.

Die erste Etappe des Projektes HDHS ist bewältigt, ein erstes Gleis gelegt, doch wohin wird die Reise gehen? – Um im Bild zu bleiben: Die Gleisbauarbeiten werden wie projektiert weitergehen, doch zeitgleich muss der Ankunftsbahnhof errichtet werden. Die errichtete Datenbankstruktur bedarf noch hier und dort der Verbesserung und muss für die ersten Probeläufe mit Daten gefüllt werden. Zeitgleich sollen Rechercheinstrumente entwickelt werden, die einen gezielten Zugriff auf das erschlossene Datenmaterial erlauben. Am Ziel wartet der Internetauftritt auf HDHS – samt Kritik (und hoffentlich auch Lob) der Nutzer.

(Gerrit Schenk für die HDHS-Projektgruppe: Almuth Bedenbender, Susanne Brecht, Peter König, Katja Leyhausen, Eberhard Pietzsch, Oskar Reichmann, Betsy Baker Röben, Christoph Nikolaus Schröder, Heino Speer, Peter Ströbel)

Von Blattern, Bräune und Franzosen

Deutschsprachige medizinische Handschriften in der UB Heidelberg – die weltweit größte Sammlung ihrer Art?

Die Bibliotheca Palatina ist international vor allem wegen ihrer Handschriften und in der Germanistik insbesondere wegen der 1816 nach Heidelberg zurückgekehrten deutschsprachigen Codices Palatini germanici (Cpg) berühmt. Vergangene und gegenwärtige Forschergenerationen haben in erster Linie die hier reichlich und zum Teil einmalig erhaltenen germanistischen Textzeugnisse bearbeitet, so dass von zahlreichen Heidelberger Cpg inzwischen moderne Editionen, zum Teil sogar Faksimiles vorliegen. Noch modernere Editionsformen versucht das Digitalisierungsprojekt „Oberdeutsche Bilderhandschriften“ nutzbar zu machen, das trotz seines zunächst kunstgeschichtlichen Ansatzes praktisch nebenbei ebenso germanistische Texte im Volltext online einer breiten Nutzung zur Verfügung stellt. Neben diesen Forschungen läuft an der UB Heidelberg seit 1996 ein inzwischen auch von der DFG gefördertes Projekt zur wissenschaftlichen Erschließung der Cpg, das zur Zeit mit zwei vollen Stellen (davon eine ganze DFG, eine halbe Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg und eine weitere halbe Stelle aus Eigenmitteln der UB Heidelberg) die Handschriften nach der Abfolge der Signaturen neu katalogisiert. Nach Fertigstellung des Druckmanuskriptes für einen ersten Katalogband (Cpg 1-181), sind wir inzwischen in einer für uns neuen Welt angekommen. Von der Forschung bislang weitgehend unbemerkt, weder durch eine frühere Katalogisierung erschlossen, noch durch Editionen bekanntgeworden – von Faksimilierung und Internetpräsentation ganz zu schweigen – schlummern unter den Cpg nicht weniger

als 290 Handschriften von ganz oder teilweise medizinischem Inhalt. Bei einer Gesamtzahl von 848 Signaturen des Fonds ist dies doch immerhin ein gutes Drittel der Handschriften, das ein bislang weitgehend unbeachtetes Dasein fristete. Die UB Heidelberg dürfte damit weltweit eine der größten, wenn nicht überhaupt die größte deutschsprachige medizinische Rezeptbuchsammlung besitzen. Dass wir hier auf ein unbekanntes Juwel gestoßen sind, war uns schnell klar, dass dieses Juwel aber nicht nur funkelt, sondern auch ganz schön trügerisch blenden kann, haben wir inzwischen festgestellt. Die Katalogisierung von medizinischen Rezepthandschriften wird unter den Handschriftenbearbeitern als „Strafarbeit“ gehandelt. Dies liegt zum einen daran, dass man sich auf neuem Terrain bewegt, da die Durchschnittshandschriftenbearbeiterinnen und -bearbeiter in der Regel den Zünften der Germanistik, der Geschichte oder der Altphilologie zugehören. Mediziner oder Medizinhistorikerinnen wird man fast nie darunter finden. Zum anderen werden medizinische Rezepthandschriften in Handschriftenkatalogen nur sehr stiefmütterlich behandelt, dies haben unsere Vorgänger Karl Bartsch und Jakob Wille in ihren Katalogen der Cpg aus den Jahren 1886 und 1903 nicht anders gehalten als die Kolleginnen und Kollegen in anderen Katalogisierungsprojekten heutzutage. So gibt es bislang keinen Handschriftenkatalog, der die einzelnen Rezepte einer Rezepthandschrift verzeichnet. Dies führt dazu, dass Vergleiche von Rezepthandschriften zur Textidentifikation, die lediglich aufgrund von Katalogisaten in Handschriftenkata-

logen durchgeführt werden, nahezu unmöglich sind. Darüber hinaus schreiben die DFG-Richtlinien für Handschriftenkatalogisierung vor, Handschriften des 16. Jahrhunderts nur kursorisch zu beschreiben. Da medizinische Handschriften zum größten Teil dieser späten Zeit angehören, fallen die Katalogisate zumeist eher spärlich aus. Ein letztes Hindernis ist die überaus schlechte Forschungslage. Die Medizingeschichte ist ohnehin ein relativ kleines Fach, das im Gesamtbereich Medizin ein Nischendasein führt. So bedingen sich schlechte Forschungslage und der geringe Bekanntheitsgrad der Handschriften gegenseitig.

Die UB Heidelberg hat sich in Absprache mit der DFG wegen des großen Interesses, das die Fachprosaforschung an einer ausführlichen Katalogisierung der Heidelberger Handschriften signalisiert hat, nun zu einem ungewöhnlichen Schritt entschlossen. Die Katalogisate der Rezepthandschriften werden neben der üblichen formalen äußeren Beschreibung auch die Überschriften sämtlicher Einzelrezepte enthalten, die neben einem Orts-/Personen-/Sachregister auch über ein Indikationenregister zugänglich gemacht werden. Die Kataloge werden also die Tür für weitreichende Forschungen im Hinblick auf Heilmethoden für einzelne Krankheiten im 15. und 16. Jahrhundert weit aufstoßen. Ein Katalogband der Signaturengruppe Cpg 182-303 wird fast ausschließlich medizinische Handschriften enthalten, die übrigen Handschriften medizinischen Inhaltes sind in den restlichen Signaturen der Cpg verstreut.

Konzepte, Zettel, Pergamente

Formen medizinischer Handschriften unter den *Codices Palatini germanici*

Die medizinischen Handschriften des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit unter den Cpg sind grob in drei Gruppen einzuteilen, die sich in ihrer äußeren Gestaltung und vom Inhalt her relativ leicht voneinander scheiden lassen:

Zum einen gibt es Handschriften, deren Inhalte alte, meist spätmittelalterliche, seltener auch antike bzw. arabische Medizintraktate überliefern. Daneben sind viele der Rezepte anonym überliefert. Weder wird etwas über den eigentlichen Autor gesagt noch über die Personen, die die Anweisungen weitertradierten. Vor allem bei Rezepten, die in einem mehr oder weniger festen Überlieferungszusammenhang stehen, ist dies jedoch oft anders. Hier kann durchaus der Autor beziehungsweise der Zusammensteller (Kompilator) der Sammlung genannt sein. Salben, Pulver und Pflaster aus der „Chirurgia“ des gegen Ende des 14. Jhs. geborenen Wundarztes Peter von Ulm erscheinen hier ebenso wie Rezepte aus dem für die heilkundliche Laienbildung des 14.-16. Jahrhunderts überaus bedeutenden „Arzneibuch“ des Ortolf von Baiern. Auch Auszüge aus dem „Thesaurus pauperum“ des 1205 in Lissabon geborenen Arztes und Philosophen Petrus Hispanus, des späteren Papstes Johannes XXI., sind vertreten. Als Quellen kommen einerseits umfängliche Kompendien in Frage, wie eine zur frühen deutschen Rezeptliteratur gehörende, unter dem Namen „Bartholomäus“ bekannte Sammlung, das „Anti-

dotarium“ des Nicolaus Salernitanus, eines der bedeutendsten Vertreter der Salerner Schule, und der aus der zweiten arabischen Rezeptionswelle hervorgegangene „Grabadin“ des Pseudo-Mesuë. Andererseits werden auch auf einzelne Arzneimittelformen beschränkte Zusammenstellungen, wie das Buch „Von den ausgebrannten Wässern“ des Michael Puff von Schrick (um 1400-1473) und der in 33 Kapiteln die medizinischen Indikationen alkoholischer Kräuterauszüge behandelnde Traktat „Von den gebrannten Wässern“ des Gabriel von Lebenstein zugrunde gelegt.

Im veterinärmedizinischen Bereich gehen zahlreiche der genannten Medikationen auf die „Roßarznei“ Meister Albrants zurück, des aus Deutschland stammenden Marstallers Kaiser Friedrichs II. Für Rezepte aus dem Obst- und Weinbau wird häufig das vor 1350 verfasste „Pelzbuch“ des Gottfried von Franken ausgeschrieben. Eher legendarischen Charakter haben Zuweisungen an Personen wie Aristoteles. Vor allem in solchen Fällen soll der Überlieferung durch die Nennung der bekannten Autorität größere Glaubwürdigkeit verliehen werden.

Für alle Rezepte aus solchen Sammlungen gilt allerdings, dass sie auch anonym überliefert werden können, so dass es in diesen Fällen von den Vorkenntnissen und der Findigkeit der BearbeiterInnen abhängt, ob die jeweiligen Quellen erkannt werden. Bei dem Umfang, den

manche der Kompilationen haben und bei den Ähnlichkeiten beziehungsweise teilweise Überschneidungen der Quellen sind hier sehr oft ein fast detektivischer Spürsinn – zumindest aber ein gutes Gedächtnis gefragt.

Zu dieser ersten Handschriftengruppe zählen unter den Cpg auch etwa 20 Handschriften alchemischen Inhalts, deren Autoren, stets auf der Suche nach dem Stein der Weisen, meist anonym die Herstellung von Gold und Silber (Cpg 220, 2^r *So man Gold will machen*), die Bearbeitung von anderen Metallen und Edelsteinen (Cpg 220, 69^r *Volgt ein Receipt Wie man Schmaragden soll machen*) und die dazu benötigten handwerklichen Techniken zum Thema haben. So belegt z. B. eine Handschrift aus Kurfürst Ottheinrichs Besitz, die Federzeichnungen von Laborgeräten enthält, dessen alchemische Neigungen (Cpg 302).

Eine zweite, noch kleinere Gruppe von Handschriften, alle aus dem 16. Jahrhundert, überliefert ärztliche Konsilien, die für kurfürstliche, pfalzgräfliche oder andere Auftraggeber von den medizinischen Koryphäen der Zeit erstellt wurden. Eine solche Handschrift liegt zum Beispiel aus dem Besitz Pfalzgraf Ludwigs VI. (1539-1583, Kurfürst von 1576-1583) vor (Cpg 193). Darin befindet sich auch ein Konsilium zur Behandlung des *keuchens*, einer Form von Asthma, unter der Ludwig litt und die ihn dazu zwang, ganze Nächte auf einem Stuhl sitzend wach zu verbringen. Johann Kraus, herzoglich-württembergischer Rat und Medicus, bemerkt zu Beginn des Konsiliums, *das ich vß allem bericht nit anderß abnemenn kann, dan das sie ein solche kranckheit haben, Welche die Medici Asthma, id est difficultatem spirandi sine febre heissen* (Cpg 193, 1^r). Ludwigs durchwachte Nächte belegen auch die zahlreichen Einträge

in seinem Schreibkalender auf das Jahr 1574 (Cod. Pal. lat. 2026). Am 8. März schreibt er beispielsweise: *dise gantze nacht habe ich auff dem Stul zubracht*, oder am 28. März: *dise nacht bin ich an dem keuchen krank worden also das ich vmb 3 vhrn habe müssen auffstehen*. In Konsilien wird spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Medizin und deren Verständnis am deutlichsten zum Ausdruck gebracht, da man bei diesen Praktiken davon ausgehen kann, dass sie auch tatsächlich angewendet wurden.

Anders verhält es sich bei der mit Abstand größten, dritten Gruppe, die in etwa 230 Handschriften Einzelrezepte überliefert. Über ihre Anwendung, ihren Nutzen und ihre Heilkraft liegen uns so gut wie keine Erkenntnisse vor, die Indizien werden jedoch zum Teil auch heute noch in Naturheilverfahren angewendet. Um einen Eindruck über die Fülle dieser Einzelrezepthandschriften zu geben, sei hier nur erwähnt, dass auf den knapp 50.000 beschriebenen Blättern dieser Handschriften (also knapp 100.000 Seiten) etwa 175.000 einzelne Rezepte aufgeschrieben sind, deren Inhalt bis heute nahezu unbekannt ist.

Einzelrezepte und ihre Zuträger

Ein sehr großer Teil der Rezepte wird nicht durch die Nennung ihrer ursprünglichen Autoren näher bezeichnet sondern durch die Namen ihrer Zuträger. Hierunter versteht man die Personen, von denen die Überlieferung unmittelbar übernommen wurde. Am häufigsten schrieb man hierbei das Rezeptbuch des Zuträgers beziehungsweise der Zuträgerin komplett ab. Die meist „Kunstabuch“ genannten Sammlungen wurden entweder dafür ausgeliehen oder bei der Gelegenheit eines Besuches von mitreisenden Schreibern vor Ort kopiert. Im Cpg 228 beispielsweise wurde eine Vielzahl solcher Kunstbücher als

Quellen benutzt. Als Zuträger erscheinen hier unter anderem die Grafen von Barby, Pfalzgraf Georg von Pfalz-Simmern, die Gräfin von Falkenstein, Antoni Fugger, Dr. Johann Naeve, die Wilbertin, die Kurfürsten Friedrich III. und Ludwig VI. von der Pfalz und viele andere.

Innerhalb dieser Zuträger lassen sich mehrere Personengruppen unterscheiden. Es kann nicht überraschen, dass die Ärzteschaft stark vertreten ist. Neben bislang nicht näher zu identifizierenden Medizinern, wie beispielsweise einem Dr. Conrad, erscheinen auch durchaus bekannte Vertreter des Berufsstandes, vor allem Stadtärzte oder fürstliche Leib- und Wund-

1564 in Worms praktizierende und unter anderem von den pfälzischen Kurfürsten Friedrich III. und Ludwig VI. konsultierte aus Südfrankreich stammende Wilhelm Rascalon (1525/26-nach 1591), Henricus Smetius (1537-1614), Leibarzt Kurfürst Friedrichs III., Dr. Georg Marius (1533-1606), Leibarzt Kurfürst Ludwigs VI. oder Thomas Erastus (1524-1583), Arzt und Professor in Heidelberg. Hierher gehören natürlich auch jüdische Mediziner, wie Sandarman aus Wimpfen oder der lediglich als „Jude von Kreuznach“ bekannte Arzt, dessen Rezeptsammlung von Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz eigenhändig abgeschrieben wurde (Cpg 786).

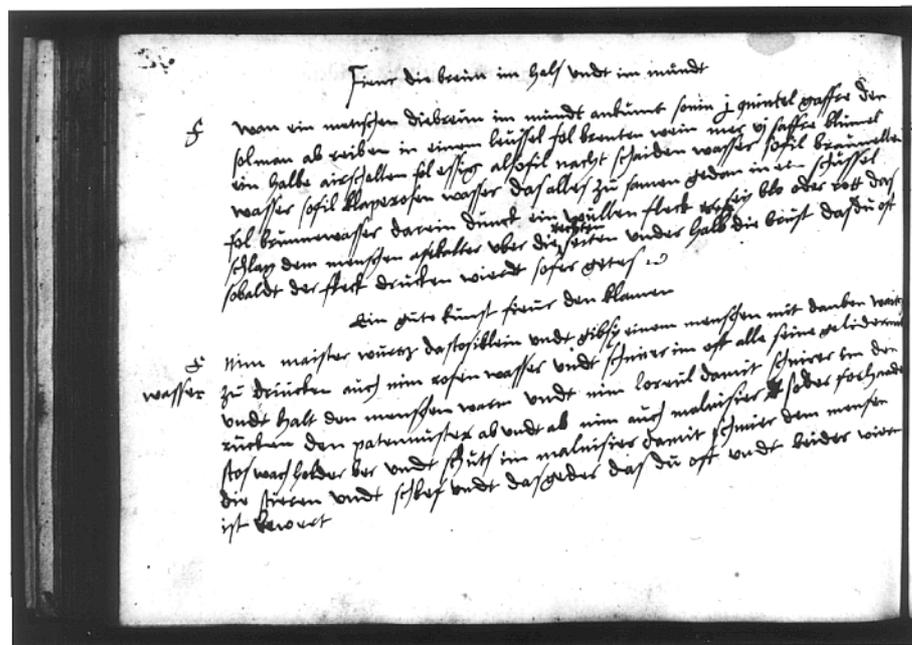
Wildu Machen das Petersilg auff ein Tisch wachs

So Nym Petersil samen vnnnd leg den viii Tag In Rotten wein Oder mett [=Met] vnnnd nimb dan ponstingel [=Bohnenstengel] vnnnd pren [brenn] die zu puluer vnnnd peutl [=drück es] durch ein tuechlein, vnd [nimm] den vierden thail feuchter Erden, vnd schlachs auch durch ein thuech, oder sieb vnnnder zway thail aschen von den ponstingl [=Bohnenstengeln] vnnnd nimb dan die Materj [=Masse] zusammen vnd strey sie auff ein Tisch mit dem Peterlein samen vnnnd bespreng es mitt Regenwasser vnnnd decke es mit ainem mandel [=Mantel] zue so geet es auff. Verum est (Cpg 196, 172').

ärzte. Als Beispiele seien hier unter anderem Hans von Bayreuth (um 1474/1479), Leibarzt der Herzöge von Bayern-Lands-hut, Johannes Stocker (1453/55-1513), Stadtarzt von Ulm und Leibarzt württembergischer Herzöge, der kurfürstlich-sächsische Leibarzt Johann Naeve (1499-1574) oder der Amberger Stadtarzt Dr. Georg Stolz (erwähnt 1567-1571) angeführt. Am häufigsten treten natürlich die Ärzte in Erscheinung, die in Heidelberg, am kurfürstlichen Hof, oder in einer der pfälzgräflichen Residenzen tätig waren, wie etwa Wilhelm Kal, Wundarzt Ludwigs V., der kurfürstlich-pfälzische Leibarzt Dr. Johann Lange (1485-1565), der seit

Aus heutiger Sicht mag es außerge-wöhnlich sein, dass allenfalls laienärztlich „praktizierende“ Privatpersonen eine mindestens ebenso große Gruppe unter den Rezeptzuträgern ausmachen. Von einigen der Pfälzer Kurfürsten beispielsweise ist schon lange bekannt, dass sie sich als Sammler und Überlieferer medizinischer Literatur besonders hervorgetan haben. Hier ist vor allem Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz (reg. 1508-1544) zu nennen, der mit dem in jahrelanger Tätigkeit zusammengetragenen und hauptsächlich von ihm selbst niedergeschriebenen, 13 Bände umfassenden „Buch der Medizin“ ein mehr als umfangreiches Kompendium des sei-

ner Zeit angewandten medizinischen Wissens geschaffen hat (Cpg 244 und 261-272). Vor dieser Leistung keinesfalls zu verstecken braucht sich der Pfalzgraf und spätere Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz (reg. 1576-1583), der eine mindestens ebenso beachtens- und bewundernswerte Sammeltätigkeit bezüglich medizinischer Rezeptliteratur an den Tag legte. Unter den Cpg haben sich etwa 70 Rezeptbuchabschriften erhalten, die auf sein Verlangen hin angefertigt wurden und nicht selten eigenhändige Einträge von ihm enthalten. Nun waren die Pfälzer unter ihren adligen Standesgenossen mit ihrer Liebhaberei kein Einzelfall. Von vielen Angehörigen anderer Familien ist bekannt, dass sie sich für Medizin interessierten, und dass sie sich zum Teil auch selbst laienärztlich betätigten. Markgräfin Anna von Baden-Durlach (1540-1586), geb. Pfalzgräfin von Veldenz, beispielsweise hatte an ihrem Witwensitz im Schloss in Graben eine Apotheke für Bedürftige eingerichtet. Und mit diesem Tun stand sie – vor allem unter den weiblichen Mitgliedern des Adels – bei weitem nicht alleine. Unter den Zuträgern in den deutschsprachigen Rezeptbüchern der Bibliotheca Palatina ist alles vertreten, was zur damaligen Zeit Rang und Namen hatte. Außer den Pfälzer Kurfürsten und Pfalzgrafen sowie ihren nächsten Verwandten, den Herzögen von Bayern, sind hier unter anderem Angehörige aus den Familien und Nebenlinien der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen, der Herzöge von Württemberg, der Herzöge von Braunschweig, der Markgrafen von Baden, der Landgrafen von Hessen, der Grafen von



Zwei Rezepte von der Hand Pfalzgräfin Elisabeths von Pfalz-Lautern (1552-1590), das obere gegen die als Bräune bezeichnete Diphtherie (Cpg 189, 91^r).

Hohenlohe, der Grafen von Oettingen, der Fürsten von Anhalt und zahlloser anderer Geschlechter zu nennen. Überwiegend sind es die Frauen, die als Vermittlerinnen auftreten, wobei sich – wie ja unter anderem das Beispiel der Pfälzer Kurfürsten zeigt – durchaus auch Männer für diese Bereiche interessierten.

Neben den professionellen Ärzten und dem laienärztlich interessierten Adel stehen als dritte Gruppe die Personen niederen Standes: Angehörige des Hofes, Kammerdiener, Bürgermeister und Bauern. Hierher gehören beispielsweise der blinde Heidelberger Hoforganist Arnolt Schlick (vor

1460-nach 1521), Adam Gilg aus Steinbach, Zehntbüttel in Kirchheim, Peter Harer, Kanzleischreiber und kurfürstlicher Sekretär, oder der Boxberger Amtmann Daniel Trautwein. Vor allem innerhalb der letzten Personengruppe sind viele der Gewährsleute heute nicht mehr bekannt. Anna Gremsin oder *Debolt Büllickum* entziehen sich bislang ebenso der Identifizierung wie die *Wilbertin*, die *Stallmeisterin von Heidelberg* oder der *Jägermeister*. Aber auch Bezeichnungen wie *die Churfürstin* oder auch *die alte Hertzogin von Wirttemberg* machen für den heutigen Bearbeiter die Quellensuche nicht unbedingt einfacher.

Wiltu daz dein haar nit grow werdt
So zwag [=wasch] dein haupt mitt einer kalten kuehmilch von einer sehr
alten kuhe. Es wirt nit grow (Cpg 183, 27^v).

Vom Notizbuch zur Prachthandschrift – Ludwig VI. und seine Rezepte

Erster Schritt: Das Sammeln von Vorlagen

Die Handschriften, die Ludwig VI. in Amberg als Vorlagen für seine Rezeptbuchabschriften benutzte, sind heute weitgehend unbekannt. Weil Ludwig jedoch ein akribischer Mensch war, vermerkte er auf den ersten Abschriften in der Regel eigenhändig, von wem die Vorlage stammte und wann sie durch sein Kanzleipersonal abgeschrieben worden war. Es ist davon auszugehen, dass diese Vorlagen meist thematisch ungeordnet waren und bei Besuchen von oder bei Verwandten und Freunden rasch abgeschrieben bzw. zur Abschrift leihweise zur Verfügung gestellt wurden. Sind die Vorlagen aus dem Besitz pfalzgräflicher Verwandtschaft, so finden sie sich zum Teil auch heute noch unter den Cpg wieder. So ließ Ludwig VI. um 1570 das Rezeptbuch seines Onkels Pfalzgraf Richard von Pfalz-Simmern (1521-1598) abschreiben. Die Vorlage ist in Cpg 596 enthalten, die Abschrift für Ludwig VI. befindet sich in Cpg 195. Da in diesem Fall die Vorlage bereits inhaltlich geordnet und ausreichend Zeit für die Abschrift vorhanden war, konnte sie direkt in Schönschrift abgeschrieben werden. Weitaus aufwändiger wurde das Verfahren, wenn die Vorlage eine ungeordnete Folge von Rezepten enthielt, die ohne genaue Kenntnis der Rezeptsammlung nur schwer zu benutzen war. So verhielt es sich beispielsweise bei zwei Rezeptsammlungen des Amberger Altbürgermeisters Michael Schwaiger (um 1510-1568), die Ludwig VI. im Juni 1567 abschreiben ließ, *wie wholer* [Schwaiger] *dise artzeney in disem buch nicht probirt,*

so hatt ers doch von einfach leutht abgeschrieben. Es handelte sich also um Volksmedizin, die der Bürgermeister im Laufe der Jahre gesammelt hatte. Die originalen Rezeptbücher müssen als verloren gelten, die beiden Abschriften aus dem Jahr 1567 liegen uns jedoch in Cpg 687 vor. Die Rezepte folgen in diesen Abschriften keinem erkennbaren Ordnungsschema, sie wurden also offenbar nach Bekanntwerden fortlaufend in die Vorlage aufgenommen. Um die etwa 680 Rezepte sinnvoll benutzbar zu machen, mussten sie nun inhaltlich geordnet werden.

Zweiter Schritt: Das Anlegen von Registern

Ludwig VI. machte sich also an die Arbeit und erstellte eigenhändig Register zu diesen ungeordneten Abschriften, indem er die Rezepte in ein altbewährtes Schema ordnete, das die Krankheiten von Kopf bis Fuß beschrieb (*a capite ad calcem*). Die Indikationen teilte er je nach Umfang der Vorlage in 30 bis 43 Kapitel ein, die mit Rezepten gegen Krankheiten am und im Kopf beginnen, es folgen Kapitel mit Rezepten zur Behandlung von Augen-, Ohren-, Nasen- und Zahnerkrankungen. Nach Hals und Lunge folgen Herz und Pest (die damals noch mit dem Herzen in Verbindung gebracht wurde), Innereien im Bauchraum und die Verdauung, Nieren-, Blasen- und Gallensteine, schließlich Rezepte gegen Krankheiten an den Extremitäten. Nach einem Abschnitt, der verschiedene Konfektionsarten behandelt (Öle, Salben, Pflaster u. a.), werden am Ende Rezepte aufgeführt, die nicht in dem Ordnungsschema von Kopf bis Fuß unterzubringen sind. Dazu zählen neben Hautkrankheiten vor allem

die Wundarznei und die Behandlung von Knochenbrüchen, Erfrierungen und Verbrennungen, außerdem gynäkologische Rezepte sowie ein Kapitel *Allerhandt kunst, So vnder keinen Tittel habenn konnen gebracht werden*. Hier sind Rezepte wie *Kayser Friderichs Puluer fur feistigkeit* oder *Das einer schwitzen mus Im Bad* zu finden.

In diese Register trug Ludwig nun eigenhändig die Rezeptüberschriften aus mehreren Handschriften zusammen und fügte ihnen die Herkunft (z. B. *aus des Schweigers Buch*) und die Blattzahlen der Vorlagen bei. Ein solches Register liegt uns in Cpg 745 vor, das Rezeptüberschriften aus 13 verschiedenen Vorlagen enthält. In den meisten Fällen sind die Vorlagen noch erhalten und die Blattzahlen lassen sich anhand dieser Handschriften überprüfen.

Dritter Schritt: Die Reinschrift des Registers

Nun schlug die Stunde der professionellen Schreiber. Die nur grob sortierten und nur schwer durchschaubaren Vorarbeiten Ludwigs mussten in eine für das Kanzleipersonal lesbare und benutzbare Form gebracht werden. Mit dieser Aufgabe wurde der Kanzlist Johann Schwarzmaier betraut. Schwarzmaier ist uns nur durch einen Eintrag in dem 1584 zusammengestellten Verzeichnis derjenigen Bücher bekannt, die aus Ludwigs VI. *gemach in die Ratstube getan* wurden. Darin werden auch *Allerhand artzneyen durch Johan Schwartzmeiers hand geschrib[en]* aufgeführt (Cod. Pal. lat. 1947, 44^r). Da die Schreiberhand des Reinschriftregisters mit der zahlreicher medizinischer Handschriften aus Ludwigs VI. Besitz übereinstimmt, dürfen wir annehmen, dass diese Schreiberhand Schwarzmaier zuzuordnen ist.

Er hatte nun die Aufgabe, alle Rezeptüberschriften in ein vollständiges



Kosmetische Rezepte für das Gesicht. Handschrift auf Pergament aus dem Besitz Pfalzgraf Ludwigs VI. aus dem Jahr 1572 (Cpg 192, 36^r). Oben links das Monogramm CE von Kurfürstin Elisabeth (1539-1582, Gemahlin nun Kurfürst Ludwigs VI.), das als Anweisung für die Abschrift der Rezepte zu verstehen ist. Das erste Rezept wurde Ludwig von seiner Schwester Freulein Katharina Pf[alzgäfin] zugetragen, das zweite von seinem Vater F[riedrich III.] K[urfürst] P[falzgraf]. Die beiden übrigen Rezepte sind anonym überliefert.

Register zu übertragen, anhand dessen nachher die endgültige Kompilation erfolgen konnte. Er führte seinen Auftrag akribisch aus, das Ergebnis ist in Cpg 533 überliefert. Auf 46 Blatt werden die Rezeptüberschriften aus den 13 Handschriften in 43 Kapitel eingeteilt aufgelistet. Zunächst verwundert jedoch, dass die Verweisungen auf die Blattzahlen der Vorlagen fehlen, die das Auffinden des jeweiligen Rezeptes ermöglicht hätten. Bei genauem Hinschauen erkennt man jedoch, dass die zunächst eingetragenen Blattzahlen ausradiert wurden. Welchen Sinn macht das?

Vierter Schritt: Die Prachthandschrift Johann Schwarzmaier traf ein hartes Schicksal: nachdem er das Reinschriftre-

gister so ausnehmend schön geschrieben hatte, beauftragte ihn Ludwig VI. nun auch, die endgültige Kompilation der Rezepte in eine große Handschrift vorzunehmen. Schwarzmaier nahm sich viel Tinte und viel Zeit, und begann, für Ludwig insgesamt 2147 Rezepte auf 312 Pergamentblättern niederzuschreiben, die heute als Cpg 192 in unserem Gewölbetresor stehen. Er folgte dabei genau dem von ihm selbst angelegten Reinschriftregister und suchte sich Rezept für Rezept aus den 13 Vorlagen heraus, um sie fein säuberlich zu übertragen. Was lag näher, als sich nach Fertigstellung der Handschrift die Abschrift der 46 Blatt Register zu ersparen und einfach die Blattzahlen der Vorlagehandschriften daraus zu tilgen und

diese durch die Blattzahlen der jetzt fertigen Prachthandschrift zu ersetzen? Die Blattzahlen wurden also getilgt. Da es jedoch keinen Sinn macht, einer Handschrift ein Register beizugeben, das die Rezepte nicht alphabetisch, sondern nach der Reihenfolge der Handschrift auflistet, fand das Register keinen Eingang in die Handschrift und ist deshalb heute als Cpg 533 separat gebunden und aufgestellt. Cpg 192 enthält lediglich ein Register der Kapitelüberschriften, nicht jedoch der einzelnen Rezepte.

Schwarzmaier hatte auf die Ausstattung der Handschrift sehr viel Sorgfalt verwendet und neben der schwarzen Tinte für die Rezepte auch rote Tinte für die Rezeptüberschriften sowie Goldtinte für das Titelblatt und die Kapitelnummern benutzt. Auch äußerlich wurde die Handschrift wertvoll ausgestattet: sie erhielt durch Ludwigs Hofbuchbinder Elias Petersheim einen prächtigen Schweinsleder einband auf Holzdeckeln mit mauresken Plattenstempeln, den eingepprägten Initialen H[erzog] L[udwig] P[falzgraf] und der Jahreszahl 1572. Der Goldschnitt wurde mit einem gepunzten Blütendekor verziert, die Kapitel sind im Buchschnitt durch lederne Blattweiser gekennzeichnet, vier Messingschließen sollten den Codex geschlossen halten.

Damit nicht genug: Ein fünfter Schritt Nachdem nun das prächtige Werk neben zahlreichen anderen Rezepthandschriften in Ludwigs Bücherschrank stand, wurde er nicht müde, weitere Zusammenstellungen der Rezepte zu veranlassen. Da die Kompilation nach Indikationen erfolgt war, konnte man nun an die Zusammenstellung der Rezepte nach Konfektionsarten gehen. Hierbei entfernte man sich allerdings wieder etwas von der praktischen Ordnung nach Indikationen, und es drängt sich uns der Verdacht auf, dass Rezepte um des Kompi-

lierens willen kompiliert wurden. Neben Cpg 192 war nur ein Jahr später eine weitere kalligraphisch schön geschriebene, bereits nach Indikationen geordnete Handschrift zu stehen gekommen, die zwei Rezeptsammlungen von Ludwigs VI. Schwester Herzogin Dorothea Susanne von Sachsen Weimar (1544-1592) überliefert (Cpg 182). In dieser Handschrift sind die einzelnen Rezepte am Rand von späteren Händen durch ihre Konfektionsform gekennzeichnet: *salb, wasser, trank* etc. Auf dem Vorderspiegel findet sich der Eintrag: *dise salben hatt Mh aus dem buch geschrieben*. Hinter *Mh* verbirgt sich ein auch aus anderen Handschriften bekannter Michael Henn, der offenbar für Ludwig VI. als Rezeptkompilator tätig war. Er war grundsätzlich für die Salben zuständig, seine nur mit Vornamen bekannten Kollegen Eberhard für die Wasser (Vorderspiegel von Cpg 192: *Ich Eberhart habe die waßer alle außgeschrieben*) und Hans für Salben, Öle und Tränke (Cpg 223, 6: *Hanß hat hiraus geschrieben die salb ohl drenck*). In Cpg 559, in Amberg nach 1574 zusammengestellt, tauchen nun alle Rezepte aus Cpg 182 wieder auf, fein säuberlich nach den Darreichungsformen *wasser, salben, pflaster, tränk, puluer, lattwergen, pomum ambre* und *pomada* geordnet. Cui bono? Wir wissen es nicht. Wenn jemand krank war, griff man sicher nicht zu

Von Kamelköpfen, Geiern und Filzhüten – Mirabilia und Hausrezepte in den Handschriften

Zum Schluss ist noch eine eher absonderliche Sparte der frühneuzeitlichen Medizinausübung zu nennen, die bereits zur Entstehungszeit der Handschriften als *Abgötterei* oder *Zauberey* bezeichnet wird, bzw. deren Nutzen durch Randbemerkungen wie *Wer weiß obs hilft* schon im 16. Jahrhundert in Frage gestellt wurde. Besonders interessant sind dabei Handschriften, in denen sich hinter normal anmutenden Rezeptüberschriften bei genauem Hinsehen Rezepturen verbergen, die eindeutig abergläubischen Charakter haben. Solche Handschriften liegen uns in Cpg 229, der um 1575 nochmals für Pfalzgraf Ludwig VI. in Amberg abgeschrieben wurde (Cpg 196) und in Cpg 222 vor. In allen drei Handschriften sind zwischen Rezepten eindeutig medizinischen Inhalts Rezepturen eingestreut, deren Ursprünge und Überlieferung aus heutiger Sicht dem mittelalterlichen Gauklermarkt zuzuschreiben sind. Harmlos sind Anweisungen wie *Wiltu fewer in waser machenn* oder *Das dich fewer nit Brenn* (Cpg 222, 54^r und 57^r), da das Probieren solcher Rezepte jedem einzelnen überlassen bleibt. Interessanter wird es dann bei Rezepten,

kemel dir [Kameltier] (Cpg 222, 55^r), bei dem Kamelblut in einer Kerze verbrannt wird, was dazu führen soll, dass die Menschen glauben, sie hätten Kamelköpfe. Auch dem Rezept *Vonn dem Leo* (Cpg 222, 55^r) sollte nicht zu viel Vertrauen geschenkt werden. Mit dem darin beschriebenen Gürtel aus Löwenhaut soll man Löwenkräfte erhalten. Das Laufen auf Wasser (*Ambulare super aquas*, Cpg 196, 258^v) war wohl nicht umsonst Jesus vorbehalten, sodass die Anwendung des Rezepts wohl eher ein feuchtes Vergnügen versprechen dürfte. Auch der gerne in den seriösen Rezipthandschriften verschwiegene Verkehr zwischen den Geschlechtern wird hier, oft durch lateinische Rezeptüberschriften verbrämt, drastisch beschrieben: Was tun, wenn es bei ihm nicht klappt (*An Vir Non potest coyre ut bene coyat*, Cpg 196, 186^v), was tun, damit die Frau keinen andern will (*Vt mulier cum alio Non coyat*, Cpg 196, 186^v), was tun, wenn der Mann den Verdacht hat, seine zukünftige Frau sei keine Jungfrau mehr (*Vtrum virgo sit corrupta*, Cpg 196, 270^r), was tun, damit die weiblichen Brüste ihre ihnen ziemliche Größe nicht überschrei-

Fur die Schnupffenn

Nim Polley [Mentha pulegium L., Frauenminze] vnnd stos denn, daz [er] zw Safft wirdt vnd werm denn ein wenig vnnd geus dann das Inn die Nasen Ein mall oder zwey also warm. Item Polley gesotten Inn wein vnnd getruncken Ist gutt fur denn schnupffen vnnd flus des haupts (Cpg 242, 149^v).

dieser Kompilationsform sondern zur Prachthandschrift, um schnell Rezepte für Medikamente gegen die diagnostizierte Krankheit zu finden.

bei denen versucht wird, Einfluss auf das Gegenüber auszuüben, wie z. B. *Das die frawen aus dem Badt also Nackent lauffen* (Cpg 222, 57^r) oder das Rezept *Vonn dem*

ten (Das dje pruest nitt grosser wachsen, Cpg 196, 253^v)?

Der praktische Hausgebrauch findet in den Handschriften zum Teil ausführli-

chen Niederschlag, besonders das Färben von Stoffen, Hühnern (!) und Pferden spielte eine große Rolle, ebenso das Haltbarmachen von Lebensmitteln und die Jagd nach Ungeziefer aller Art: *Wildu machen das alle Fliegen muessen auß dem hauß* (Cpg 196, 268^v) oder *Ad Capendum Muscas* (Cpg 196, 139^v). Auch dem Weinbau werden zum Teil große Rezeptsammlungen gewidmet, die nicht nur den Weinbau selbst, sondern auch die Haltbarmachung bzw. die Wiederherstellung des eventuell verdorbenen fertigen Produkts zum Inhalt haben. Und zum Schluss noch zwei nette Spiele für Ihre Silvesterfeier: *Wildu machen das petersilg auff einem Tisch wachs* (Cpg 196, 172^v), und: *Wildu machen, das alle die springen, die in eym haus sein* (Cpg 196, 175^v).

Wer weiß obs hilfft?

Matthias Miller, UB, Tel. 54-2681

Karin Zimmermann, UB, Tel. 54-2592

Wie man Nurmberger lezelten mitt zuckher pachen sol
Nimb 4 h zuckher, 8 lot rorn [=wilder Honig], 14 lot inwer [=Ingwer],
4 lot musgat, ii p zubewen [=Rosinen], 1q cordymum [=Kardamom?]
vnd ii drinckhl [?] honig, den zuckher mus man klain stossen vnd das
honig vnd zuckher in ein pfanen thun vnd sieden lassen bis es gleich din
[=dünn] wil werden, vnd [dann] an das mel [=Mehl] gissen vnd von
stund an vmbrurn [=umrühren] bis man mitt den henden darein mag
[fassen] vnd zu einem lib [=Laib] machen, vnd das gewurtz von stund an
darin druckhen weil [=solange] der daig warm ist, sonst lest es sich nitt
arbeÿtten, vnd dan lezelten daraus machen wie gros man sie haben wil,
vnd den taig muß man stets warm haben, das gewurtz muß man auch
nitt klain stossen, es ist auch nitt gutt das mans mitt einander macht,
[weil] er [=der Teig] wirt balt starckh [=zu groß], es ist besser, das
mans halber vnd auff 2 mal mach[t] (Cpg 218, 73^v).

Die Inkunabeln der UB Heidelberg im Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken (INKA)*

Die Universitätsbibliothek Heidelberg katalogisiert seit 1997 ihre knapp 1800 Inkunabeln. Technische Basis für diese Unternehmung ist ein Katalogisierungs-Modul auf der Basis von TUSTEP (Tübinger System von Textverarbeitungsprogrammen), mit dem eine satzfertige Druckvorlage hergestellt werden kann. Über das Ziel eines gedruckten Katalogs hinaus ist die Bereitstellung der Erschließungsergebnisse via Internet ebenfalls wünschenswert. Möglich wurde dies nun in Form des Inkunabel-Katalogs deutscher Bibliotheken (INKA), in dem zur Zeit etwa 20.000 Inkunabelkatalogisate aus 13 Bibliotheken in verschiedenen Erschließungsstufen greifbar sind (<http://www.uni-tuebingen.de/ub/kata/inkunabeln.htm>).

Der Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken ist die weltweit größte, frei zugängliche Inkunabeldatenbank, in der über die reine Titelaufnahme hinaus auch die exemplarspezifischen Besonderheiten der einzelnen Bände greifbar sind. Zu diesen sogenannten Exemplardaten, denen ein besonderer Wert bei der Überlieferungsform der Wiegendrucke zukommt, gehören beispielsweise Provenienzvermerke oder die Erschließung der Einbände. Erarbeitet und gepflegt wurde und wird der INKA an der Universitätsbibliothek Tübingen auf der Basis der von den einzelnen Bibliotheken zugelierten Daten. Alle ein bis drei Monate wird der Katalog auf den neuesten Stand gebracht. Der Weiterentwicklung und Steuerung dient ein jährlich stattfindendes Anwendertreffen.

Der INKA ist aus den Bemühungen vor allem baden-württembergischer Bi-

bliotheken erwachsen, ihre Inkunabelbestände zeitgemäß zu erschließen¹. Als formales Vorbild diente und dient hierbei ein noch konventionell hergestelltes Repertorium, der Freiburger Inkunabelkatalog von Vera Sack². Mit dem Einsatz von TUSTEP beschränkt auf dieser Grundlage die Universitätsbibliothek Tübingen neue Wege. Das neu entwickelte Inkunabelkatalogisierungs-Modul wurde für die Bearbeitung der Inkunabeln der Diözese Rotenburg-Stuttgart genutzt und dann auch für die Erschließung der Bestände der Universitätsbibliothek Greifswald sowie der Gymnasien in Konstanz und Rastatt eingesetzt. Mit Ausnahme des Konstanzer Repertoriums sind die entsprechenden Verzeichnisse bereits im Druck erschienen. Die baden-württembergischen Kataloge werden als Teil der Reihe „Inkunabeln in Baden-Württemberg. Bestandskataloge hrsg. von der Universitätsbibliothek Tübingen“ veröffentlicht³.

In einem zweiten Schritt wurde das TUSTEP-Modul auch anderen Bibliotheken zur Inkunabelerschließung zur Verfügung gestellt, so der Universitätsbibliothek Heidelberg (wo auch die Inkunabeln der Universitätsbibliothek Mannheim bearbeitet werden) sowie den Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart.

Das Tübinger Inkunabelerschließungs-Modul verwendet Fremddaten in Form der „Incunabula Short Title Catalogue“-Daten (ISTC). Diese Formalererschließung wird an der British Library London erarbeitet. Die zugehörige deutsche Arbeitsstelle ist in Form des Inkunabel-Census für die Bundesrepublik Deutschland der Bayerischen Staatsbibli-

othek München zugeordnet. Auf dem ISTC basiert wiederum der „The Illustrated Incunabula Short Title Catalogue“, der auf CD-ROM kostenpflichtig vertrieben wird.

Dem Inkunabel-Census in München werden von den deutschen Bibliotheken lokal hergestellte, listenartige Verzeichnisse der Nummern ihrer Inkunabeln in den maßgeblichen Inkunabel-Repertorien zugeleitet, vor allem die „Hain“- und „Gesamtkatalog der Wiegendrucke“-Nummern (GW). Auf der Basis dieser Listen erhalten im Gegenzug die Bibliotheken maschinenlesbare Katalogisate ihrer Titel nach englischen ISTC-Gewohnheiten, allerdings ohne Lokalsignatur. Nach der Hinzufügung dieser Signatur vor Ort verfügt die jeweilige Bibliothek über einen Roh-Formalkatalog, der im Regelfall bereits die oft nur handschriftlichen Verzeichnisse an Qualität weit übertrifft.

Diese ISTC-Daten werden für die eigentliche Erschließung in das TUSTEP-Modul eingelesen, mit dem dann vor Ort nach Freiburger Modell ein Inkunabelkatalog erstellt werden soll. Im Kern sind hierbei sämtliche Kategorien nach deutschen Titelaufnahme-Regeln zu überarbeiten, so die Verfassernamen nach RAK-PMA. Für den Titelbereich liegt dagegen keine verbindliche Normierung vor. Hier wird auf der Basis des „Gesamtkatalogs der Wiegendrucke“ sowie anderer moderner Inkunabelkataloge vorgegangen; gewisse lokale Eigenheiten sind im INKA abzulesen. Ein erheblicher Zeitvorteil, den die ISTC-Daten mit sich bringen, ist die Lieferung der Belege von Parallelstücken des jeweiligen Inkunabeldrucks in den

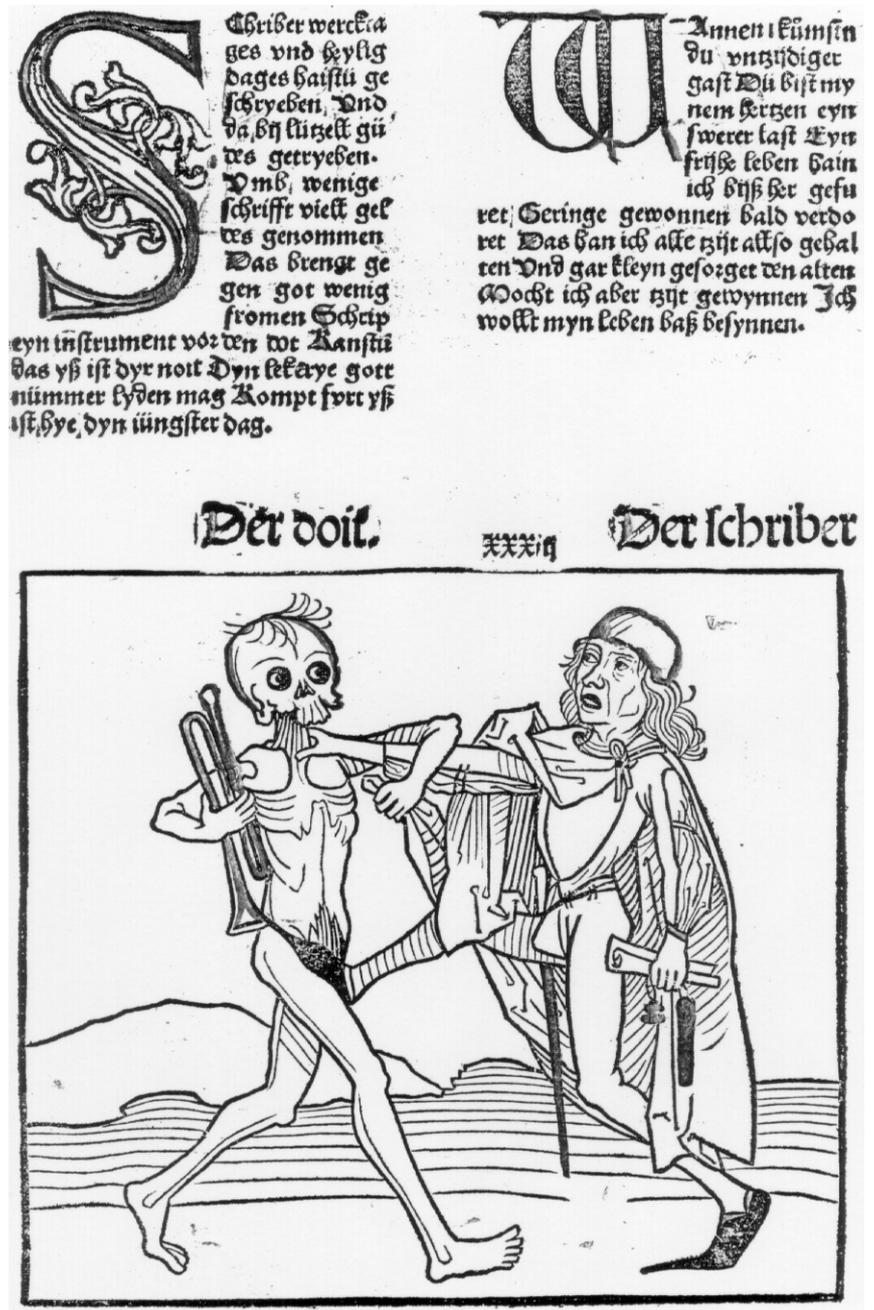
derts erworben worden sind. Da man zu dieser Zeit den gewachsenen monastischen und anderen Bibliotheken keinen Ensemblecharakter zugesprochen hat, wurden die Bestände aufgelöst und beliebig auf verschiedene Institutionen innerhalb der Landesgrenzen verteilt. So finden sich beispielsweise Bestände des Benediktinerklosters Gengenbach, von lokalen Verteilungen abgesehen, in den Universitätsbibliotheken Freiburg und Heidelberg sowie in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Während nun ein gedruckter Katalog die Bestände vor Ort als Teil der lokalen Bibliotheksgeschichte erschließt und faßbar macht, liefert die Zusammenschaltung im INKA die bibliotheksübergreifende Recherche. Beispielsweise ergibt die Suche nach der Provenienz Gengenbach bereits heute Hinweise auf die Heidelberger und einen Teil der Karlsruher Bestände.

maßgeblichen Inkunabelverzeichnissen. Beispielsweise bei der Erschließung von Fragmenten ist der Nachweis von vollständigen Exemplaren in der Region über den INKA von besonderer Bedeutung.

Die eigentliche Exemplarbeschreibung schließt sich an die Formalerschließung an und behandelt die jeweilige Inkunabel als Einzelstück, als mit einer Handschrift vergleichbares Unikat, in bezug auf Provenienzen, Einbände, Marginalien, Buchschmuck, beigebundene Handschriften sowie Einbandmakulatur. Damit wird für die Buch- und Bibliotheksgeschichte Quellenmaterial von erheblichem Wert aufgeschlossen. Im Falle der baden-württembergischen Bibliotheken handelt es sich bei den Inkunabelsammlungen zum großen Teil um Bestände, die bei der Aufhebung geistlicher Institutionen im Zuge der napoleonischen Neuordnung Deutschlands zu Beginn des 19. Jahrhun-

Der INKA ist ein Arbeitsinstrument, in dem sich die verschiedenen Bearbeitungsstufen der einzelnen Bibliotheken widerspiegeln, die von dem eben genannten Modell abhängig sind. Diese Heterogenität ermöglicht jedoch eine zeitnahe Darbietung der Erschließungsarbeit der einzelnen Bibliotheken, da der Nutzer nicht auf die oft langwierige Überarbeitung bis hin zum Erscheinen eines gedruckten Katalog warten muß. Konkret sind die Inkunabeln der einzelnen Bibliotheken im INKA in drei Bearbeitungsstufen verzeichnet. Die niedrigste Stufe stellen die ISTC-Daten mit oder ohne Anreicherung durch die Lokalsignatur dar, die nur den Besitzstand angeben. Sie wird beispielsweise durch die Titel der Stadtbibliothek Nürnberg repräsentiert, die ihre Inkunabelerschließung allerdings in nächster Zeit angehen will. Eine weitere Stufe sind Arbeitsdaten, wie sie für die Universitätsbibliotheken Heidelberg und Mannheim ganz und für die Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart teilweise vorliegen. Diese Arbeitsdaten spiegeln den jeweiligen, fortschreitenden Erschließungsstand wider. Die höchste Stufe wird durch bereits im Druck erschienene Katalogisate repräsentiert, die die Endredaktion durchlaufen haben. Beispiele hierfür sind die Inkunabeln der Diözese Rottenburg-Stuttgart sowie die Greifswalder Daten. Auch hier ist aber eine prinzipielle Fortschreibung möglich geworden.

Der ursprünglich für die baden-württembergischen Bibliotheken konzipierte „Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken“ wurde durch die Aufnahme von Daten der Bibliotheken anderer Bundesländer erweitert. Prinzipiell sollte sich diese Entwicklung fortsetzen hin zu einem nationalen Bestandskatalog. Zu denken wäre zum einen an die Konversion älterer, nur in Druckform vorliegender



Heidelberger Totentanz, [Heidelberg, um 1488]
UB Heidelberg: C 7074 qt. Inc.
Tod und Schreiber

Repertorien. Zum anderen wäre es natürlich wünschenswert, wenn nach und nach die weißen Flecken auf der deutschen Inkunabellandkarte durch eine moderne Erschließung beseitigt würden, die heute ja auch immer zu nutzbaren maschinenlesbaren Daten führt. Ein besonders großes Desiderat wäre natürlich die Zulieferung der Daten der Bayerischen Staatsbibliothek München, von der bisher nur einige Testdaten vorliegen. Sie besitzt mit weitem Abstand vor der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart an zweiter Stelle die meisten Inkunabeln in Deutschland. Technisch, und das ist einer der Vorteile der INKA-Lösung mit den Möglichkeiten von TUSTEP, ist das Einbringen heterogener Erschließungsdaten in diesen Inkunabel-Katalog bisher kein Problem gewesen.

Seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erscheint der bisher zum Buchstaben H gediehene „Gesamtkatalog der Wiegendrucke“ im Druck, der heute von einer Arbeitsstelle der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz bearbeitet wird. Auch der Gesamtkatalog soll in absehbarer Zeit über Internet zugänglich gemacht werden. Damit würde die Inkunabelerschließung in naher Zukunft auf zwei Internet-Standbeinen stehen. Während der Gesamtkatalog die differenzierte Formalerschließung bietet, wird immerhin schon ein Teil der in Deutschland aufbewahrten Exemplare selbst komplementär im INKA in seiner unikal

Überlieferung zugänglich gemacht. Wünschenswert wäre natürlich in einem weiteren Schritt auch eine Kooperation beider Instrumente.

Der „Inkunabel-Katalog deutscher Bibliotheken“ bietet dem Nutzer eine Gesamtschau der zur Zeit noch schwerpunktmäßig südwestdeutschen Inkunabelüberlieferung, wie sie sich vor allem Anfang des 19. Jahrhunderts in Abhängigkeit von historischen Gegebenheiten entwickelt hat. Als Arbeitsinstrument ermöglicht er das kostenfreie Angebot aktueller Erschließungsergebnisse ohne Abhängigkeit von Verlagen. Neben der Suche im Bereich der Titelaufnahme kann auch in den Exemplardaten recherchiert werden. Damit ist den wissenschaftlichen Nutzern für den Bereich der Wiegendrucke erstmals ein Instrument an die Hand gegeben, wie es für den Handschriftenbereich mit der Datenbank „Manuscripta mediaevalia“, die beim Photoarchiv Marburg aufliegt (<http://www.fotomr.uni-marburg.de/handschriften-forum.htm>), aufgebaut werden soll. Die strukturelle Gemeinsamkeit beider Datenbanken liegt darin, daß sie auf kontinuierliche, aufwendige Vervollständigung ausgelegt sind. Auch die Zukunft des INKA wird davon abhängig sein, ob es gelingt, aus dieser regionalen Bibliotheksinitiative ein Rechercheinstrument zu entwickeln, das nationale Geltung erlangt.

Armin Schlechter, UB, Tel. 54-2399

* Siehe auch Armin Schlechter: Die Erschließung der baden-württembergischen Inkunabeln, in: Theke 1999, S. 44-50.

¹ Armin Schlechter: Inkunabelkatalogisierung in Baden-Württemberg, in: Grenzenlos in die Zukunft. 89. Deutscher Bibliothekartag in Freiburg im Breisgau 1999, hrsg. von Margit Rützel-Banz, Frankfurt/Main 2000 (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderheft 77), S. 224-234.

² Die Inkunabeln der Universitätsbibliothek und anderer öffentlicher Sammlungen in Freiburg im Breisgau und Umgebung, beschrieben von Vera Sack, Bd. 1-3, Wiesbaden 1985 (Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau 2).

³ Katalog der Inkunabeln in Bibliotheken der Diözese Rottenburg-Stuttgart, bearb. von Heribert Hummel und Thomas Wilhelmi unter Mitwirkung von Gerd Brinkhus und Ewa Dubowik-Belka, Wiesbaden 1993 (Inkunabeln in Baden-Württemberg. Bestandskataloge 1); Inkunabeln der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, bearb. von Ewa Dubowik-Belka, Wiesbaden 1999 (Inkunabeln in Baden-Württemberg. Bestandskataloge 2); Inkunabeln in Greifswalder Bibliotheken. Verzeichnis der Bestände der Universitätsbibliothek Greifswald, der Bibliothek des Geistlichen Ministeriums und des Landesarchivs Greifswald, bearb. von Thomas Wilhelmi unter Mitarbeit von Konrad von Rabenau und Ewa Dubowik-Belka, Wiesbaden 1997.

Zum Erscheinen des Nachlaßverzeichnisses Gustav Radbruch

Mitte 2001 konnte die UB Heidelberg als Band 3 der „Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg“ das Verzeichnis des Nachlasses Gustav Radbruch (1878–1949) publizieren, Rechtsphilosoph, Strafrechtler und Reichsjustizminister der Weimarer Republik¹. Damit wurde die Bearbeitung eines der bedeutendsten und umfangreichsten Nachlässe des Hauses etwa 50 Jahre nach der Übernahme der ersten Anteile zu einem glücklichen Ende gebracht. Zugleich konnte die Universitätsbibliothek damit nun, nachdem schon im Vorjahr das Nachlaßrepertorium Marie Baum erschienen war², innerhalb kurzer Zeit die Verzeichnung der Hinterlassenschaft einer weiteren Person vorlegen, die in Heidelberg innerhalb und außerhalb der Universität eine große Rolle gespielt hatte.

Gustav Radbruch war am 23. November 1949 in Heidelberg gestorben, wo er die letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens verbracht hatte. Seine Witwe übermittelte in den Jahren 1952 bis 1968 das Material in mehreren Schüben und nahm auch an der Auswertung noch tätigen Anteil. Nach ihrem Ableben im Jahre 1974 folgte als letzte Zulieferung der sogenannte „Nachtrag 1974“.

Die Erschließung des Nachlasses setzte mit Verzeichnungen ein, die Lydia Radbruch im Zuge ihrer Vorsortierung selbst angelegt hatte und die in der UB fortgeführt wurden. Ab 1972 finanzierte die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Erschließung, mit der der klassische Philologe Viktor Franko betraut wurde. Mitte der achtziger Jahre war bereits die Publikation eines Nachlaßinventars im Ge-

spräch, was sich allerdings, unter anderem auch durch den Zugang des Nachtrags 1974, nicht verwirklichen ließ. Etwa zeitgleich, 1987, erschien der erste Band der auf insgesamt 20 Bände angelegten Gustav-Radbruch-Gesamtausgabe, die zu großen Teilen auf dem Nachlaß basiert.

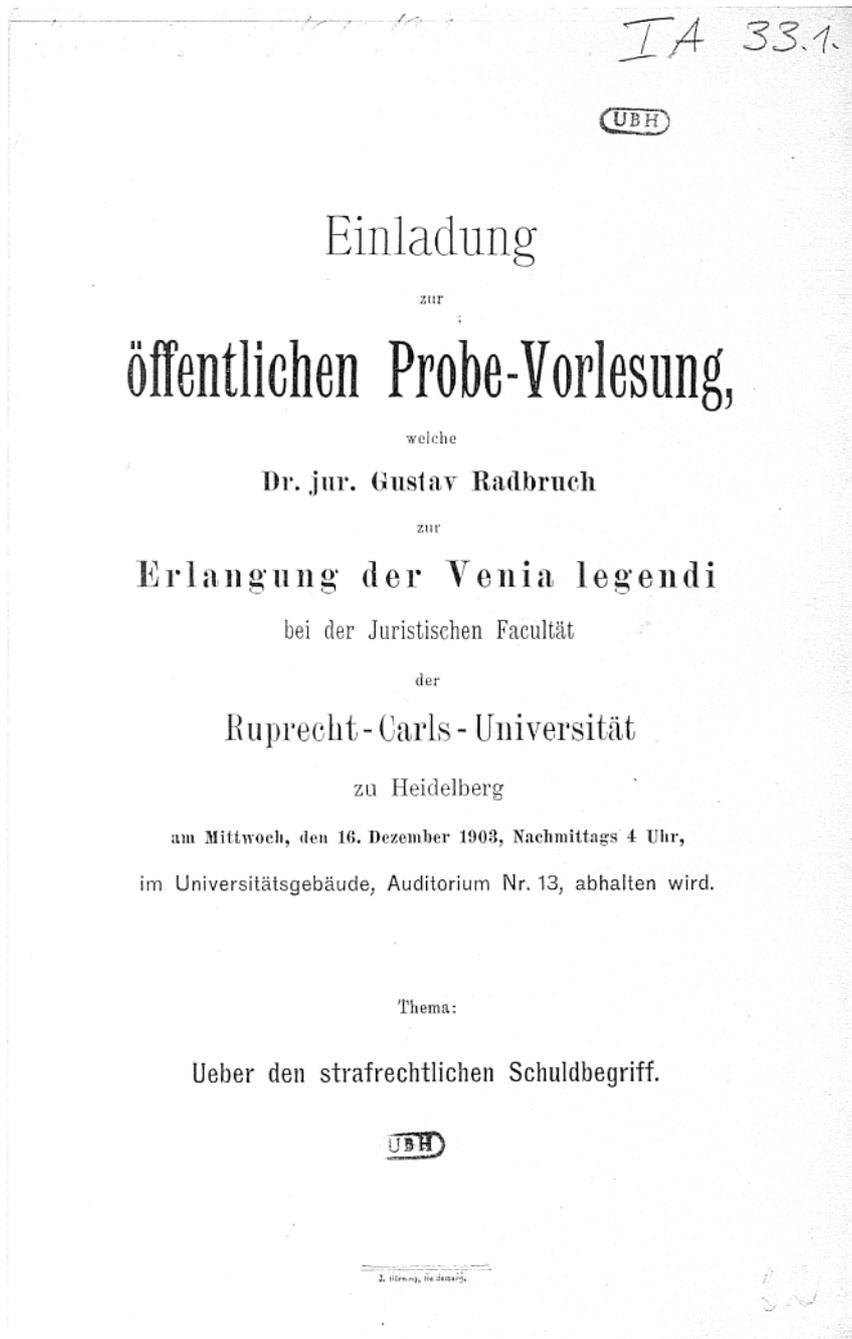
Von 1992 bis 1996 war der Germanist Manfred Stange mit einer grundlegenden Neubearbeitung und Verzeichnung betraut, die sich allerdings im Kern in der von seinem Vorgänger geschaffenen Systematik bewegen mußte. Frucht dieser Arbeit war ein Typoskript, das die Grundlage für das weitere Vorgehen bildete. Im Sommer 1998 leistete Sabrina Roth vor allem Arbeiten im Bereich der Formatierung des Textes. Die Überarbeitung und Fertigstellung zum Druck unter Rückgriff auf den Nachlaß selbst wurde im Anschluß hieran bis 2001 von Armin Schlechter erledigt, Leiter der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der UB Heidelberg. Daß das Werk auch in der üblich hohen Qualität im Universitätsverlag C. Winter erscheinen konnte, ist vor allem einer Zuwendung der Universität zu verdanken, was wiederum auf eine Initiative des ehemaligen Kanzlers Siegfried Kraft zurückgeht.

Gustav Radbruch wurde am 21.11.1878 in Lübeck als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren, die ihm eine breite humanistische Bildung vermittelte. Vor allem auf Wunsch des Vaters, weniger aus eigener Neigung, studierte er ab 1898 in München, Leipzig und Berlin Rechtswissenschaft. Da ihm die praktische juristische Arbeit nicht lag, schlug er die akademische Laufbahn ein. 1902 promovier-

te er zum Dr. jur., und bereits Ende 1903 konnte er sich in Heidelberg habilitieren, wo er am 16.12. seine Antrittsvorlesung hielt (Abb. 1). An der Universität Heidelberg sowie auch an der Handelshochschule Mannheim lehrte Radbruch bis 1914. Kurz vor Kriegsausbruch erhielt er einen Ruf als Extraordinarius nach Königsberg.

In diese erste Heidelberger Zeit fällt die Eheschließung mit Lina Götz 1907, Tochter eines Heidelberger Realschullehrers. 1910 erschien eines seiner Hauptwerke, die „Einführung in die Rechtswissenschaft“. Aber auch die Wurzeln des späteren politischen und sozialen Engagements fehlen nicht. So ließ sich Radbruch für die linksliberale Deutsche Fortschrittspartei in die Stadtverordnetenversammlung wählen. An ein breiteres Publikum wandte er sich mit Volkshochschulvorträgen, in denen er für die Strafrechtsreform warb. Einen Vorgeschmack auf das, was sich, dann ebenfalls wieder in Heidelberg, in der zu Ende gehenden Weimarer Republik im Umfeld der Universität abspielen sollte, gab eine Auseinandersetzung im Jahre 1913. Radbruch verteidigte russische, zum Teil jüdische Studenten gegen Denunziationen rechtskonservativer deutscher Studenten und sah sich dann selbst heftiger Angriffe aus dem gleichen Lager ausgesetzt. Das von ihm als „Russenpolemik“ bezeichnete Material dieser Fehde hat Radbruch als Beitrag zur Universitätsgeschichte gesammelt und explizit der Heidelberger Universitätsbibliothek dediziert.

Im Sommer 1914, schon in der Königsberger Zeit, erschien mit den „Grundzügen der Rechtsphilosophie“ das zweite



Hauptwerk Radbruchs. Den Kriegsdienst konnte er durch Meldung beim Roten Kreuz vorerst hinausschieben. Im November 1915 wurde er jedoch eingezogen und vor allem an der Westfront eingesetzt. Im gleichen Monat war Radbruch nach Scheidung von seiner ersten Frau die zweite Ehe mit Lydia Aderjahn eingegangen. Die relativ ereignislose Kriegszeit, in der er bis zum Leutnant befördert wurde, hinderte ihn nicht an publizistischer Tätigkeit unter anderem auch in Heereszeitungen. Fassen läßt sich diese Periode auch in den vielen, überwiegend noch nicht ausgewerteten Kriegsbriefen, die er an die Eltern und an seine zweite Frau ohne Unterbrechungen geschrieben hat.

Nach dem Krieg wechselte Radbruch an die Universität Kiel, wo er, der im Dezember 1918 in die SPD eingetreten war, in eine Fehde mit dem konservativen Romanisten Gerhard von Beseler verstrickt wurde, bei der es im Kern um seine politischen Überzeugungen ging. Direkt in politische Ereignisse verwickelt wurde Radbruch beim Kapp-Putsch in Kiel 1920, eine der ersten Krisen der jungen Republik. Im Verlauf des Putsches wurde er von der meuternden Marine für einige Tage in Haft genommen. Noch im gleichen Jahr zog er als Kandidat der SPD in den Reichstag ein. Die politische Arbeit gipfelte in zwei Amtsperioden als Reichsjustizminister, die von Oktober 1921 bis November 1922 und wieder von August bis November 1923 dauerten. In der ersten Ministerperiode reagierte er mit dem „Gesetz zum Schutz der Republik“ nach dem Mord an Außenminister Walther Rathenau im Juni 1922 auf eine erneute schwere Bedrohung der Republik. Neben seiner direkten politischen Tätigkeit bemühte sich Radbruch auch publizistisch nach Kräften, die Weimarer Republik im Bewußtsein der Bevölkerung zu verankern.

Abb. 1: Einladung zur Antrittsvorlesung in Heidelberg am 16. Dezember 1903

Eines seiner Ziele war die Reform der Lehrerbildung, die zur Propagierung demokratischer Werte schon in den Schulen führen sollte.

Der zweite Rücktritt vom Ministeramt war ein endgültiger Abschied von der aktiven politischen Tätigkeit hin zu vor allem wissenschaftlicher Arbeit. Mit dem Wechsel auf einen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg 1926 begann die letzte große Periode seines Lebens. Hier erlebte Radbruch das Ende der Weimarer Republik in der spezifischen lokalen Ausprägung. Ein erstes großes Wetterleuchten an der Universität war der Fall des Statistikers und radikalen Pazifisten Emil Julius Gumbel, der bereits 1932 auf massiven Druck rechtskonservativer studentischer Kreise entlassen worden war. Radbruch fungierte beim Verfahren der Fakultät gegen Gumbel als sein Verteidiger. Auch an der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nahm er teil. Nach der Machtergreifung wurde Radbruch als einer der ersten deutschen Hochschullehrer aus seinem Amt entlassen. Im April 1933 mußte er eine Hausdurchsuchung über sich ergehen lassen, bei der unter anderem Bücher und Briefe beschlagnahmt wurden. In der Folge verhinderte das Regime, von einem Studienaufenthalt in Oxford 1935/36 abgesehen, jegliche Lehrtätigkeit im In- und Ausland. Radbruch mußte auf eher historische Themen in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ausweichen. Dazu gehören seine Biographie des Juristen Paul Johann Anselm Feuerbach von 1934 oder auch Goethe- und Fontane-Studien. Der 60. Geburtstag 1938 wurde im Ausland begangen, nicht aber in Deutschland. Weitere schwere Schicksalsschläge waren der Tod seiner Kinder Renate (1939) und Anselm (1942).

Nach dem Fall der nationalsozialistischen Diktatur war Radbruch als Mitglied

des sogenannten „Dreizehnerausschusses“ führend an der Wiedereröffnung der Universität beteiligt. Er übernahm das Amt des Dekans der Juristischen Fakultät und setzte im Frühjahr 1946 seine Vorlesungstätigkeit wieder fort. 1948 veröffentlichte er unter dem Titel „Den Unvergessenen. Opfer des Wahns“ zusammen mit Hermann Maas und Lambert Schneider ein Gedenkbuch für die Opfer der Diktatur.

Der 70. Geburtstag 1948 wurde unter großer nationaler und internationaler Beteiligung begangen (Abb. 2). Aufgrund seiner sich rapide verschlechternden Gesundheit mußte Radbruch im gleichen Jahr seine Lehrtätigkeit aufgeben. Nach diesem Schritt trat er wieder in die SPD ein, nachdem er vorher bei der Gründung der CDU in Heidelberg beteiligt gewesen war. Kurz nach seinem 71. Geburtstag starb er an einem Herzinfarkt.

Im Nachlaß ist das tätige, bewegte Leben Radbruchs in den vier Großgruppen „Leben“, „Werk“, „Briefe“ und „Varia“ hervorragend dokumentiert. Das Kapitel „Leben“ setzt mit Dokumenten zum Lebenslauf ein, die hier fast lückenlos überliefert sind. Gesammelt wurden von ihm, später von seiner Frau, auch alle Presseberichte über ihn, seine Tätigkeit und sein Ableben. Zentrale Bedeutung kommt der Gruppe „Werke“ zu, die mit den Schulaufsätzen der Lübecker Zeit beginnt. Vorlesungsmanuskripte vor allem der frühen Lehrtätigkeit leiten über zu den eigentlichen Werken, Monographien, Vorträgen, Aufsätzen und Rezensionen. Vor allem dieser Teil des Nachlasses ist in die Gustav-Radbruch-Gesamtausgabe eingegangen. Darüber hinaus sind hier auch Arbeitspläne, Materialsammlungen und vieles anderes mehr gegeben.

Überaus umfangreich stellt sich auch die Abteilung „Briefe“ dar. Der mit weitem Abstand größte Teil eigener Briefe

sind die Schreiben von Radbruch an die Eltern und die zweite Frau Lydia. Hiervon ist im Briefteil der Gustav-Radbruch-Gesamtausgabe³ nur der geringere Teil veröffentlicht. Bisher nur ansatzweise ausgewertet sind auch die Schreiben an Radbruch. Das Nachlaßverzeichnis kann über 1400 Korrespondenten aufführen, darunter viele Exponenten der Weimarer Republik. Als besondere Zimelien seien beispielsweise drei Briefe von Albert Einstein an Radbruch im Zusammenhang mit dem Fall Gumbel genannt. Auch die deutsche Emigration ist mit nicht wenigen Zeugnissen vertreten. So findet sich im Briefwechsel nach 1945 nicht selten das Wiederanknüpfen zwangsweise abgerissener Verbindungen mit den Geflohenen. Letzte große Gruppe des Nachlasses ist unter „Varia“ das Verzeichnis der zwischenzeitlich verschollenen Handbibliothek Radbruchs, deren Wiederentdeckung ein besonderes Verdienst der Neukatalogisierung ist.

Mit dem Nachlaßverzeichnis Gustav Radbruchs kann die UB die Erschließung der Hinterlassenschaft eines großen Juristen und einer eminent politischen Person des 20. Jahrhunderts vorlegen. Radbruch war einer der konsequenten Vorkämpfer für die Gründung und den Fortbestand der Weimarer Republik, für die er sich bis zu ihrem Ende nachhaltig eingesetzt hat. Der räumlichen Schwerpunkt seiner politischen Tätigkeit auf nationaler Ebene lag in Berlin oder in Kiel. Trotzdem sind die beiden Schaffensperioden in Heidelberg von nicht geringer Bedeutung. Schon in der ersten Heidelberger Zeit wehrte sich Radbruch gegen ausländische und antisemitische Tendenzen an der Universität. Wichtig war in seiner zweiten Heidelberger Phase die Verteidigung der Republik sowie der freien Lehre bis 1933 und der Einsatz für den

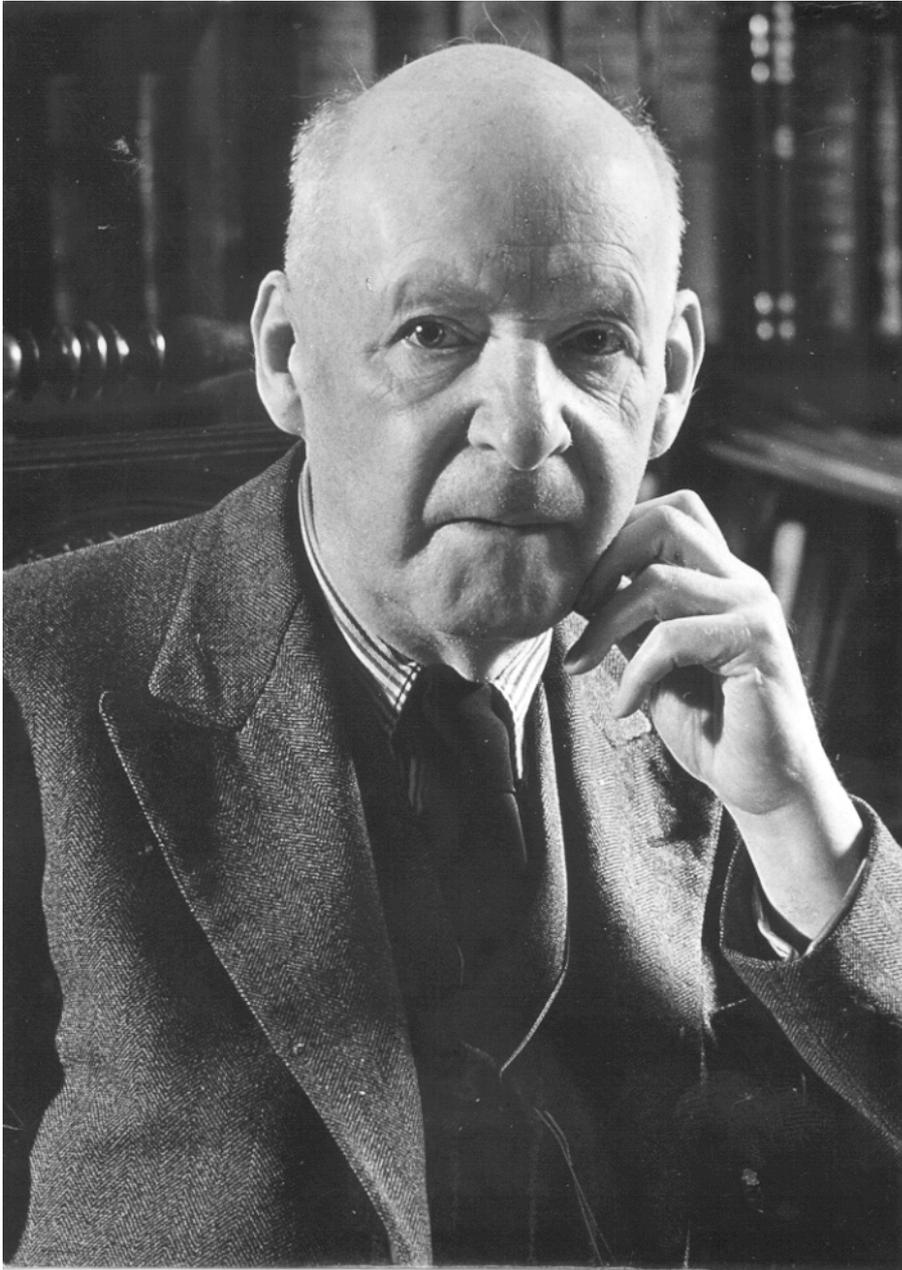


Abb. 2: Photographie von Gustav Radbruch, Heidelberg 1948

Neuanfang nach 1945. Damit ist Radbruchs Wirken insbesondere auch für die Heidelberger Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert von großer Bedeutung. Für Mitte 2002 ist vor diesem Hintergrund eine Ausstellung im Heidelberger Universitätsmuseum geplant, bei der der Schwerpunkt auf den beiden Heidelberger Schaffensperioden Radbruchs liegen soll.

Armin Schlechter, UB, Tel. 54-2399

¹Nachlaßverzeichnis Gustav Radbruch (1878–1949). Wissenschaft und politisches Wirken. Heid. Hs. 3716, bearb. von Manfred Stange, für den Druck überarb. von Armin Schlechter, Heidelberg 2001 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg 3).

²Nachlaßverzeichnis Dr. Marie Baum (1874–1964). Ein Leben in sozialer Verantwortung. Heid. Hs. 3675. Bearb. von Petra Schaffrodt unter Mitwirkung von Werner Moritz und Armin Schlechter, Heidelberg 2000 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg 2).

³Gustav Radbruch: Briefe I (1898–1918), Briefe II (1919–1949), bearb. von Günter Spendel, Heidelberg 1991-1995 (Gustav-Radbruch-Gesamtausgabe 17–18).

Bücher mit Vergangenheit – Die Universitätsbibliothek Heidelberg als Sammelstelle verfemter Literatur im „Dritten Reich“

Unter der Signatur G 6886-22-98 verwahrt die Heidelberger Universitätsbibliothek einen Roman Artur Landsbergers, eines populären Unterhaltungsschriftstellers in Kaiserreich und Weimarer Republik. Das Buch aus dem Jahre 1928 wurde offensichtlich viel gelesen und stammt – wie ein Exlibris auf dem vorderen Einbanddeckel erweist, ursprünglich aus der „Städtischen Volkslesehalle und Volksbibliothek Heidelberg“, der heutigen Stadtbücherei. Der zusätzliche Datumsstempel „20.10.37“ gibt weitere Gewissheit: Es handelt sich zweifellos um ein Stück der im Rahmen der nationalsozialistischen Literaturpolitik aus der Heidelberger Stadtbücherei ausgesonderten Werke.¹

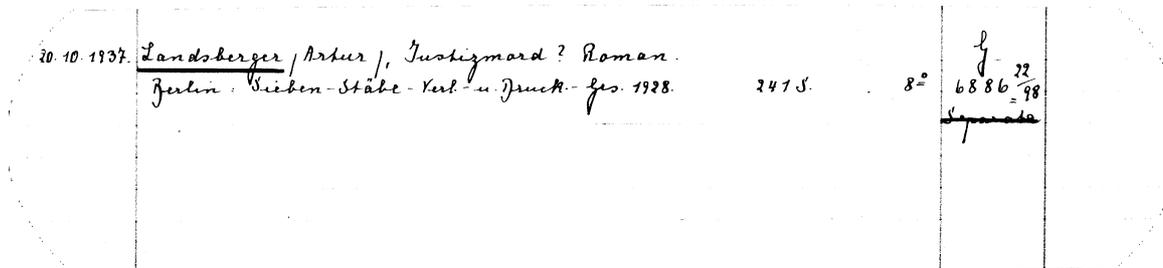
Nachdem schon seit 1933 von unterschiedlichen Stellen Listen „schädlicher und unerwünschter“ Literatur erarbeitet worden waren, verfügte das badische Kultusministerium im Juni 1936, dass separierte Werke aus den öffentlichen Büchereien an wissenschaftliche Bibliotheken abzugeben seien. Dort sollten sie zu nachweislichen Forschungszwecken eingeschränkt zur Verfügung stehen. Entsprechend wurde auch die Heidelberger Stadtbücherei verpflichtet, ihr „schädliches Schrifttum“ der Universitätsbibliothek Heidelberg zu überlassen. Nach einigem Widerstreben sandte die Bücherei am 19. Oktober 1937 351 Bände an die Universitätsbibliothek, darunter vereinzelt auch ehemaliges, wohl bei Hausdurch-

suchungen beschlagnahmtes Eigentum verschiedener privater Einrichtungen und Personen. Für den folgenden Tag bestätigte die Erwerbungsabteilung der Universitätsbibliothek den Empfang von 345 Bänden, überwiegend zeitgenössische deutsche Belletristik. Davon wurden 21 Bände in den allgemein zugänglichen Bestand eingearbeitet, 93 eingearbeitet und sogleich für die allgemeine Benutzung gesperrt sowie 152 als nutzlose Dubletten vernichtet. Die übrigen Bände galten offenbar als erhaltenswerte Dubletten und gingen eventuell in den Schriften-tausch. Ein Buch, Artur Landsbergers „Emil“ aus dem Jahre 1926, „war während der Bearbeitung verschwunden und trotz schriftlicher Aufforderung durch die Direktion nicht

wieder zurückgelangt“ – eines der vielen Indizien dafür, dass die „unerwünschte Literatur“ unter den zeitgenössischen Lesern keineswegs so unerwünscht war, wie

20.10.37





der Preußischen Staatsbibliothek Berlin“. Nicht unmittelbar zum Thema gehörend und daher auch nicht in dieser Rechnung enthalten sind die von

es die Nationalsozialisten wünschten.² Als Landsbergers Werke in der Universitätsbibliothek eintrafen, war der Autor bereits vier Jahre tot. Wohl aus Verzweiflung über die politische Entwicklung nahm sich der jüdische Schriftsteller am 4. Oktober 1933 an seinem Schreibtisch das Leben. Heute ist er selbst Literaturkennern kaum noch bekannt.

Außer der Ablieferung der Heidelberger Volksbücherei erhielt die Universitätsbibliothek weitere, als „schädlich“ beschlagnahmte bzw. ausgesonderte Bücher von Polizei- und Parteidienststellen sowie aus öffentlichen und privaten Leihbibliotheken des Landeskommisariatsbezirkes Mannheim, die sie alle in gleicher Weise bearbeitete. Wenn neben den unmittelbar makulierten sowie den separierten Büchern immer wieder auch manche frei zugänglich wurden, war dies hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass die abgebenden Stellen zuweilen auch Schriften einlieferten, die auf keinem Index zu finden waren. Nach den erhaltenen Akten empfing die Universitätsbibliothek bis 1945 insgesamt mindestens 1.350 Bände verfemter Literatur. Letzte Abgaben durch die Heidelberger NSDAP-Kreisleitung sind für Oktober 1944 bezeugt. Belegbare Vorbesitzer sind die Volksbüchereien Heidelberg, Hüffenhardt (1 Band) und Schwetzingen (132 Bände), die Schulämter Altneudorf (2 Bände), Eberbach (5 Bände), Schönau (1 Band) und Spechbach (2 Bände) sowie die Hei-

delberger Gewerbeschulen I (1 Band) und II (4 Bände); ferner der Heidelberger Verein „Museum“ (309 Bände), verschiedene Heidelberger Werksbüchereien (59 Bände) und das Gewerkschaftskartell (1 Band), fünf private Mannheimer Leihbüchereien (34 Bände), die Heidelberger Leihbüchereien Bangel und Schmitt (105 Bände), Jakob Edelmann (4 Bände), Margarete Klinge (10 Bände) und Knauber (5 Bände), die Ortsgruppe Heidelberg des Kommunistischen Jugendverbandes (3 Bände) und über 20 Privatpersonen (jeweils 1-3 Bände).³ Obendrein trafen zwischen 1934 und 1939 auch regelmäßig Sendungen aus der Preußischen Staatsbibliothek ein, die beschlagnahmte Bücher ungenannter Provenienz an wissenschaftliche Bibliotheken verteilte (mind. 328 Bände). Sofern die Bibliothek am Besitz dieser Schriften nicht interessiert war – ebenfalls hauptsächlich deutsche Literatur, konnten sie direkt makuliert werden. Eine Rückgabe an die Staatsbibliothek war in jedem Fall „unerwünscht“, die Weitergabe an Dritte verboten.⁴ In Heidelberg wurden die Zugänge mehrheitlich in den Bestand aufgenommen. Die betreffenden Bände markierte man bisweilen schlicht als „Geschenk

der Gestapo enteigneten und der Universitätsbibliothek übergebenen jüdischen Privatbibliotheken Alfred Mombert und Viktor Goldschmidt, die neben zahlreichen unverdächtigen Schriften eventuell auch das eine oder andere „schädliche“ Buch enthielten. Beide Bibliotheken gingen nach 1945 an die rechtmäßigen Erben

1078

Die Freiheit



zurück.⁵ Ebenfalls lediglich erwähnt seien Bücher und Bibliotheksmöbel aus dem Besitz des Pfarrers a. D. und Lektors für Türkisch und Neuarabisch Eugen Herrmann, die bei der Besetzung des Heidelberger Gewerkschaftshauses am 3. Mai 1933 gefunden und der Universitätsbibliothek überlassen wurden.

Durch die genannten Ablieferungen von „schädlichem und unerwünschtem“ Schrifttum verfügte die Universitätsbibliothek erstmals über einen befriedigenden Bestand an neuester deutscher Literatur. Wie die inventarisierten Titel zeigen, hatten offenbar nicht nur Unterhaltungsschriftsteller wie Artur Landsberger, Frank Arnau, Vicki Baum oder Georg Hermann im streng wissenschaftlichen Erwerbungsprofil der Universitätsbibliothek keinen Platz gehabt, sondern auch so bedeutende, durch die nationalsozialistische Literaturpolitik nun „verbotene“ Gegenwartsauf Autoren wie Heinrich und Thomas Mann, Joseph Roth, Franz Werfel oder Alfred Döblin. Dass die Bibliothek von der Sendung der Heidelberger Stadtbücherei über 150 Bücher sofort makulieren konnte, resultiert weit weniger aus einem reichhaltigen eigenen Bestand als aus inhaltsgleichen Zusendungen früherer Zeit. Zu erwähnen sind vor allem die ausgesonderten Schriften des Vereins „Museum“, die am 9. Oktober 1937, also gut eine Woche vor der Stadtbücherei, in der Universitätsbibliothek ankamen. Aus dieser Lieferung übernahm die Bibliothek 67%, während im Falle der Stadtbücherei nur noch 56% der sofortigen Vernichtung entgingen. Im Gegensatz zu den Organisatoren des Bücherversands durch die Preußische Staatsbibliothek sah man in der Heidelberger Universitätsbibliothek anscheinend keinen Anlass, Hinweise auf Vorbesitzer zu fürchten. Sofern die Zugänge nicht zwischenzeitlich neu zu binden waren,

blieben alte Exlibris und Stempel erhalten.

Nach dem Ende des „Dritten Reiches“ wurde die auf diese Weise vereinahmte Literatur wieder zum Gegenstand. Im Februar 1947 forderte die „Information Control Division“ der amerikanischen Besatzungsbehörde die Universität auf, Listen aller seit 1933 erworbenen Bücher anzufertigen, von denen angenommen werden müsse, dass sie anderenorts aus

politischen Gründen beschlagnahmt oder ausgesondert worden seien. Ein Vierteljahr später meldete die Universität, sie habe inzwischen das Verlangte erarbeitet und die betroffenen Bücher in zwei Kisten zur Abholung bereit gestellt. Während eine erste Liste 46 von der Polizeidirektion Heidelberg bzw. der örtlichen NS-DAP-Kreisleitung beschlagnahmte Bände verzeichnete, führte eine zweite 163 Bände aus den Volksbüchereien Schwet-

Leihbibliothek von Bangel & Schmitt (Otto Petters)

Universitäts-Buchhandlung und Antiquariat
Leopoldstr. (Anlage) 5 HEIDELBERG Gervinushaus
(Fernsprech-Anschluss 160. Telegramm-Adresse: Otto Petters Heidelberg.)

Nr. 6799

BEDINGUNGEN.

Abonnements-Preise sind voraus zu zahlen:

	1 Bd.	2 Bde.	3 Bde.
Abonnement für 6 Monate . . .	M. 8.00	M. 12.00	M. 16.00
„ „ 3 Monate . . .	„ 6.50	„ 9.50	„ 12.50
„ „ 1 Monat . . .	„ 2.50	„ 3.50	„ 4.50
„ „ 14 Tage . . .	„ 1.25	„ 2.25	„ 3.25

Jeder Band einzeln täglich — 10 Pf.

Fremde und Studierende werden ersucht, $\frac{1}{2}$ M. zu hinterlegen.

TERMS.

To be paid in advance:

	1 vol.	2 vols.	3 vols.
Subscription for six months . . .	M. 8.—	M. 12.—	M. 16.—
„ „ three months . . .	„ 5.—	„ 7.50	„ 10.—
„ „ one month . . .	„ 2.—	„ 3.—	„ 4.—
„ „ a fortnight . . .	„ 1.25	„ 2.25	„ 3.—

For one day per volume — 10 Pf.

Strangers are required to deposit 2 M.

CONDITIONS.

On est prié de payer d'avance:

	1 vol.	2 vols.	3 vols.
Souscription pour six mois . . .	M. 8.—	M. 12.—	M. 16.—
„ „ trois mois . . .	„ 5.—	„ 7.50	„ 10.—
„ „ un mois . . .	„ 2.—	„ 3.—	„ 4.—
„ „ quinze jours . . .	„ 1.25	„ 2.25	„ 3.—

Par jour chaque volume — 10 Pf.

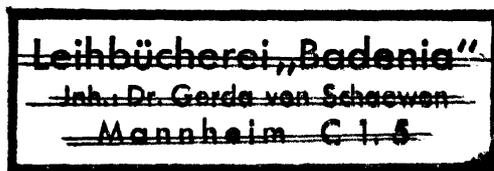
Les étrangers sont priés de déposer 2 M.

Es wird dringend um Schonung der Bücher gebeten; dieselben dürfen mit keinerlei Bemerkungen und Strichen verunziert werden. Für jede Beschädigung ist der Entleiher haftbar. Verloren gegangene Bücher müssen sofort mit dem vollen Betrage ersetzt werden.

F R A N Z W E R F E L

DER
ABITURIENTENTAG

DIE GESCHICHTE EINER
JUGENDSCHULD



Z Ü R I C H 1928

PAUL ZSOLNAYS BIBLIOTHEK
ZEITGENÖSSISCHER WERKE

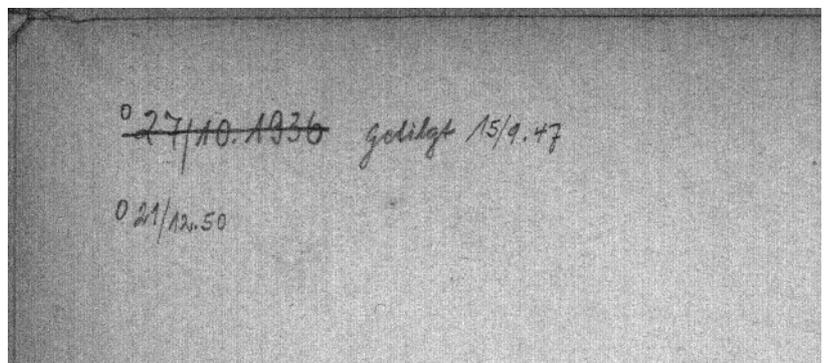
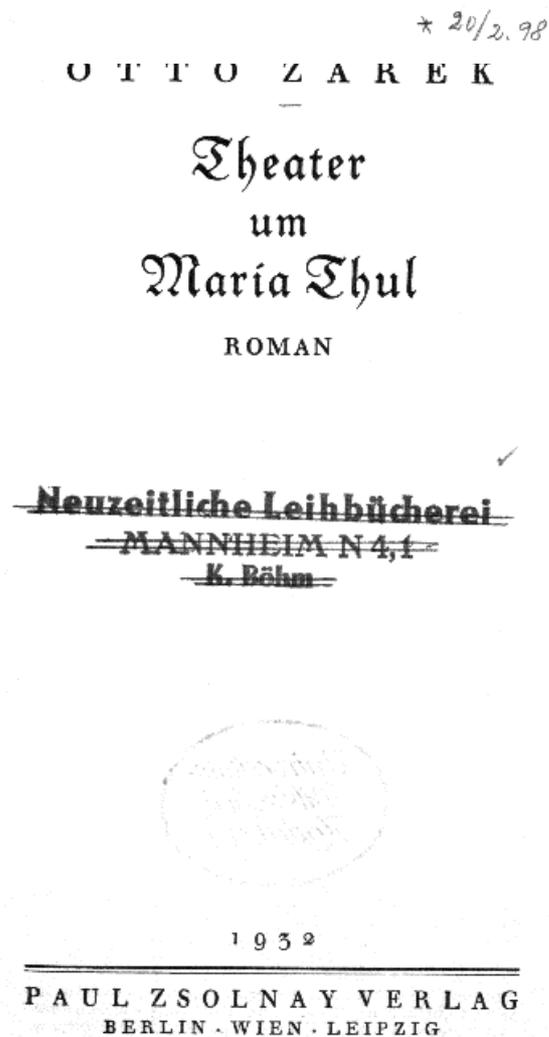
zingen und Heidelberg sowie dem Heidelberger Verein „Museum“ auf, daneben einen Band aus den Sendungen der Preußischen Staatsbibliothek – der einzige dieser Herkunft, der einen Vorbesitzereintrag aufwies (Leihbücherei Karsolky, Ber-

lin Ost).⁶ Abgesehen von zahlreichen, aus Berlin eingesandten Büchern fehlen auf den Listen weitere betroffene Bände. So werden nur 62 der am 20.10.1937 eingearbeiteten 114 Bände aus der Heidelberger Stadtbücherei aufgeführt, von den

übernommenen Schriften des Vereins „Museum“ fehlen immerhin 25. Obwohl einzelne Stücke mit eindeutigem Vorbesitzervermerk ungenannt sind, die sich bis heute im Bestand befinden, ist nicht anzunehmen, dass die Beschäftigten der Universitätsbibliothek die Anordnung bewusst zu unterlaufen versuchten. Vielmehr wird der weit überwiegende Teil des Unerwähnten zu jenem Zeitpunkt tatsächlich bereits nicht mehr vorhanden gewesen sein. Unter den nicht kriegsbedingt ausgelagerten Beständen erlitt die Universitätsbibliothek besonders zwischen April 1945 und Januar 1946 Verluste, als das Gebäude als „Documents Center“ der 7. US-Armee diente. Neben Soldaten beschäftigte das Documents Center auch deutsche Kriegsgefangene und Zivilangestellte. Um die gesammelten Akten und anderen Beweismaterialien unterzubringen, wurde in jener Zeit fast der gesamte vorhandene Buchbestand aus den Regalen entfernt. Dem Bibliothekspersonal war der Zutritt zur UB lange verboten. Als der kommissarische Direktor ab Ende November 1945 wieder täglich anwesend sein durfte, musste er feststellen, dass Bücher, Holzteile, Glasscheiben, Lichtschalter und Glühbirnen fehlten und die deutschen Arbeiter ungehindert „in allen Stockwerken der Büchersäle herumstreifen“. Das Ausmaß des Bestandsschadens ließ sich ahnen, als im Sommer 1948 bei einem Studenten eine PKW-Ladung juristischer Lehrbücher abgeholt wurde, die er sich von einem amerikanischen Sergeant hatte schenken lassen.⁷ Als späte Reminiszenz trafen im Herbst 1998 überraschend 366 Bände aus dem Nachlass eines amerikanischen Besatzungssoldaten ein. Dass auch belletristische Werke bekannter Autoren aus der Signaturengruppe „G“ in jener Zeit Begehrlichkeiten weckten, darf vermutet werden.⁸

Gemäß einer Anweisung der Militärregierung übergab die Universitätsbibliothek im November 1947 die Kiste mit den 46 beschlagnahmten Büchern an das „Ofenbach Archival Depot“, das als eines von vier Umschlagzentren der amerikanischen Zone bis dahin bereits ca. zwei Millionen Bücher und andere Materialien restituiert bzw. verteilt hatte. Die zweite Kiste wurde nach Lage der Akten vermutlich nicht mehr abgesandt. Jedenfalls befinden sich die entsprechenden Bücher überwiegend bis heute im Bestand der Universitätsbibliothek. Wie eine Überprüfung im Magazin ergab, muss jedoch auch ein Teil des Inhalts der ersten Kiste wieder in die Bibliothek zurückgekehrt sein. Die genauen Ursachen dieses wohl im Zusammenhang mit der Auflösung des Archival Depot erfolgten Rücktransports sind noch zu erforschen. Auffallend ist, dass die seinerzeit von der Polizeidirektion abgelieferten Bände offenbar fast vollständig wieder eintrafen, während die in der Liste verzeichneten Beschlagnahmungen der Heidelberger NSDAP-Kreisleitung – sämtlich Bücher aus Privat- bzw. Vereinsbesitz – heute nicht mehr vorhanden sind. Dass das Archival Depot zuletzt wieder deutsche Bibliotheken belieferte, zeigt ein aus Wiesbaden zugesandter Irrläufer, der die Universitätsbibliothek Ende 1950 erreichte.⁹ Dieses 1947 an das Archival Depot abgegebene Buch aus einer privaten Leihbibliothek, Waldemar Bonsels „Wartalun“, inventarisierte die Heidelberger Universitätsbibliothek am 21.12.1950 ein zweites Mal, nachdem es sich vierzehn Jahre zuvor bereits in einer Sendung der Polizeidirektion Heidelberg befunden hatte.

Als heute noch in der Universitätsbibliothek Heidelberg vorhandene Zugänge „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ sind mithin folgende Teilmengen festzuhalten:



- ☞ Ca. 200, von der Preußischen Staatsbibliothek eingesandte Bücher, darunter sehr seltene Erstausgaben (z. B. Joseph Roth, Zipper und sein Vater. Eingetroffen im Mai 1938). Die grobe Mengenschätzung wäre anhand der in den Akten überlieferten Abgabelisten noch genauer einzugrenzen. Mit einer Ausnahme sind die ursprünglichen Eigentümer der Bücher nicht festzustellen.
- ☞ Ca. 160 Bände aus dem Besitz der öffentlichen Büchereien Heidelberg und Schwetzingen sowie des Vereins „Museum“, darunter neben leichter Unterhaltungsliteratur Werke fast aller bedeutenden deutschen Autoren der klassischen Moderne.
- ☞ Wenigstens 20 Bücher aus privaten Mannheimer und Heidelberger Leihbüchereien sowie aus verstreuten Quellen.

Gebrauchsbedingt sind die meisten Bände in einem schlechten Zustand. Der materielle Wert selbst der inzwischen gesuchten Ausgaben ist deshalb gering, jedoch ist sich die Universitätsbibliothek der ideellen Bedeutung der Bücher bewusst. Während die städtischen Büchereien Heidelberg und Schwetzingen noch existieren, ging die Bibliothek des Vereins „Museum“ 1947 in der Heidelberger Universitätsbibliothek auf: Aus Platzmangel gab der Verein in diesem Jahr seine restlichen Bücher an die Universitätsbibliothek ab. Die damals verbreitete Institution der privaten Leihbücherei ist heute praktisch nicht mehr bekannt. Inwieweit für die erhaltenen Bücher dieser Provenienz rechtmäßige Erben ermittelt werden

können, ist nicht abschließend geprüft. Stellvertretend sei hier lediglich der Fall der Mannheimer Leihbücherei von Franziska Marx genannt, aus der am 27.10.1936 zwei Werke Jakob Wassermanns eintrafen. Beide Bände sind heute noch vorhanden. Frau Marx, geboren am 15.12.1902 in Mannheim, hatte zunächst eine Ausbildung als Sozialfürsorgerin absolviert, anschließend aber entschieden, sich zur Volksbibliothekarin ausbilden zu lassen. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme brach sie die Ausbildung kurz vor dem Examen ab. Ihre Eltern richteten ihr daraufhin die Leihbücherei in der Mannheimer Oststadt ein. Als die Lebenssituation jüdischer Bürger in Deutschland zunehmend aussichtslos wurde, wanderte Franziska Marx nach Palästina aus. Ihr Vater wurde mit 67 Jahren nach Gurs deportiert und starb am 24.9.1943 in Dié. Frau Marx lebte 1962 in Jerusalem.¹⁰

Achim Bonte, UB, Tel. 54 - 2579

¹ Artur Landsberger, Justizmord? Roman (Berlin 1928). Zum Thema vgl. grundlegend Jan-Pieter Barbian, Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder (Frankfurt 1993). Zur Entwicklung in Heidelberg vgl. Joachim-Felix Leonhard, Vom lebendigen zum deutschen Geist – Aussonderung und Separierung von Büchern in Heidelberger Bibliotheken unter dem Nationalsozialismus, in: Ders. (Hrsg.), Bücherverbrennung. Zensur, Verbot, Vernichtung unter dem Nationalsozialismus in Heidelberg (Heidelberg 1983), S.101-133; Hildegard Müller, Die Universitätsbibliothek Heidelberg im Dritten Reich, in: Ingo Toussaint (Hrsg.), Die Universitätsbibliotheken Heidelberg, Jena und Köln unter dem Nationalsozialismus (München u. a. 1989), S.11-89, bes. 44-49.

² „Verzeichnis der am 20. Oktober von der Städtischen Volksbücherei Heidelberg abgelieferten Literatur“, in: Akten der Universitätsbibliothek 21, Fasc. 1. Eine kleinere Partie war bereits am 27.9.1937 in der Universitätsbibliothek angelangt. Vgl. ebd., Fasc. 5.

³ Vgl. ebd., Fasc.1 u. 5.

⁴ Vgl. die stereotypen Begleitschreiben der Preussischen Staatsbibliothek, in: Akten der Universitätsbibliothek 21, Fasc. 1.

⁵ Vgl. Armin Schlechter, Gelehrten- und Klosterbibliotheken in der Universitätsbibliothek Heidelberg. Ein Überblick (Heidelberg 1990), S. 10f.

⁶ Vgl. Akten der Universitätsbibliothek 21, Fasc. 5.

⁷ Vgl. Akten der Universitätsbibliothek 10. Darin: Liste der Zivilangestellten v. 28.8.1945 mit Angabe von Arbeitsraum und Tätigkeit; Erinnerungsbericht des ehemaligen Zivilangestellten Hermann K. v. 9.2.1946 mit Begleitschreiben Hermann Finkes, des kommissarischen Bibliotheksdirektors, v. 13.2.1946 an den Rektor der Universität; Bericht des Bibliotheksoberspektors Gramlich über die Auslagerung und Rückführung der Bestände der Universitätsbibliothek 1942/1946 (mit dem Hinweis auf den Jurastudenten. Vgl. auch die gekürzte Fassung dieses Berichts in: Theke, Heft 1 (1986), S.3-11).

⁸ Vgl. Horst Neu-Zuber, Habent fata sua libelli, in: Theke aktuell 5 (1998), Heft 4, S.16-19.

⁹ Vgl. Schreiben des Leiters der Staatlichen Volksbüchereistelle für den Regierungsbezirk Wiesbaden v. 24.11.1950, in: Akten der Universitätsbibliothek 21, Fasc. 5.

¹⁰ Vgl. Erhebungsbogen zur Dokumentation der Judenschicksale 1933-45 in Baden-Württemberg: Marx, Franziska; „Auf einmal da waren sie weg“: Jüdische Spuren in Mannheim. Mit einer Gedenkliste, hrsg. vom Stadtjugendamt (Mannheim 1995). Ich danke dem Stadtarchiv Mannheim für freundliche Unterstützung.

JAKOB WASSERMANN
—
JOSEPH KERKHOVENS
DRITTE EXISTENZ

ERSTER BAND



BERLIN

(1884) JÜDISCHE BUCHVEREINIGUNG

Leihbücherei Oststadt
Franziska Marx
Rosengartenstr. 1 Telef. 41405

In 80 Jahren von der Bibliothek mit Lese- und Rauchzimmer zum High-Tech-Informationszentrum

Die Ärzte-Bibliothek der Städtischen Krankenanstalten Mannheim auf ihrem Weg zur Medizinisch-Wissenschaftlichen Bibliothek der „Klinikum Mannheim gGmbH – Universitätsklinikum“ und der „Fakultät für Klinische Medizin Mannheim der Universität Heidelberg“*

Einleitung

Bibliotheken haben in den letzten zehn Jahren die wohl umfassendste Veränderung ihrer Geschichte erfahren. Funktionierte eine Bibliothek im frühen 20. Jahrhundert noch weitgehend wie ihre Vor- und Ur-Vorläufer, so verwandelte sie der Einbruch der modernen Informationstechnologie am Ende des 20. Jahrhunderts in ein High-Tech-Informations-Zentrum mit völlig neuen Dienstleistungsmöglichkeiten und Zielsetzungen.

Reisten die Romanfiguren Jules Verne 1873 noch in 80 Tagen um die Erde, rasen seit Mitte der 90er Jahre Bits und Bytes, also alle möglichen vorstellbaren Informationen, in weniger als acht Sekunden um die Welt und erfordern nicht nur ein völlig anderes Verhalten von Bibliotheken und natürlich Bibliothekaren, sondern auch ein umfassendes Umdenken in Bezug auf Literatur- und Informationsangebote, deren Aufbereitung und der punktgenauen Versorgung potentieller Nutzer nach deren Wünschen. Herrschaftswissen und strenge Spielregeln bei der Benutzung von Bibliotheken sind out, „Full-Service“ und Lieferung „right in place“, „just in time“ nach Bestellung mittels

„one-stop-shopping“, kurz: Bibliotheken als Dienstleister der Moderne sind in. Das heißt auch für Bibliotheken: Der Kunde ist König – eine Denkweise, mit der sich die jahrhundertealte Tradition zur Bewahrung von Wissensschätzen für die Ewigkeit naturgemäß schwer tut.

Auch die Wissenschaftler und der Umgang in und mit den einzelnen Disziplinen haben sich geändert: Führten die Mediziner zur Gründungszeit des Mannheimer Krankenhauses noch gepflegte schriftliche Fachdiskussionen in ihren zentralen Fachblättern, so kann der Wissenschaftler – auch der Arzt – heute nicht mehr sicher sein, dass sein geistiges Eigentum als solches erkennbar bleibt und geschützt ist, wenn Diskussionen online im Netz geführt werden, Veröffentlichungen virtuell statt in Printform im Internet stehen und jedermann weltweit sofort kommentieren, mitdiskutieren, verwerfen und ggf. verändern kann.

„Was du schwarz auf weiß besitzt, kannst Du getrost nach Hause tragen“ – ja, so war das und so ist es teilweise noch immer. Aber: was du bunt in Bytes besitzt, kannst du nur auf dem Server lassen – und hoffen, dass sich irgendein Fachmann darum kümmert, daß es dort auch unverändert bleibt.

Die Informationsflut ist ins schier Unermeßliche gewachsen. Bibliotheken haben alle Hände – und Köpfe – voll zu tun, um sie noch einigermaßen zu bündeln, Zugangswege, Ordnungs- und Bewertungskriterien zu schaffen. Literatur in der Bibliothek zu sammeln und für die Ewigkeit vorzuhalten – noch dazu in Print-Format – kann schon lange nicht mehr die Aufgabe sein. Informationen herstellen ist eine Sache. Sie aufzubereiten und verfügbar zu machen, eine ganz andere. Bibliothekare sind die Fachleute, die als Lotsen im Informationsdschungel fungieren können und Struktur in Informationsangebote aller Art bringen.

Das Buch ist totgesagt, seit Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Metall-Lettern erfunden hat, also seit 1450. Es lebt noch immer – auch 550 Jahre später. Allerdings ist die „Konkurrenz“ in den letzten 20 Jahren deutlich größer und vor allem in ihrer Andersartigkeit unwägbarer geworden als je zuvor.

Bibliotheken sind in den Augen ihrer Kritiker als völlig veraltete Daseinsform ebenfalls dem Untergang geweiht. Aber: Bibliotheken gab es schon in einer Zeit, als noch kaum jemand lesen konnte – und Bibliotheken wird es vermutlich noch

geben, wenn keiner mehr lesen braucht, weil es alle Informationen auch multimedial gibt oder keiner mehr lesen kann ...

Gesellschaftliche Veränderungen haben nicht nur zu anderem Umgang z. B mit Informationen geführt, sondern auch und in erster Linie zu einem anderen Umgang mit dem Menschen – auch im Gesundheitswesen: waren Ärzte und Schwestern früher ausschließlich und unermüdlich rund um die Uhr im Dienste ihrer Patienten im Einsatz, ist das Wort „dienen“ heute eher negativ besetzt. Mit der viel besprochenen und umworbenen Dienstleistungsgesellschaft aber, dem Dienst am Kunden als Marketingfaktor erwacht es gerade zu neuem – veränderten – Leben.

Auch der Anspruch an die Mannheimer Krankenhausbibliothek war 1922 bei der Einweihung des Krankenhauses natürlich ein völlig anderer als heute:

Damals teilten sich einige wenige herausragende Ärztepersönlichkeiten, die die Geschicke des Krankenhauses bestimmten, einige wichtigen Fachzeitschriften und setzten sich ernsthaft mit den wenigen publizierten und daher überschaubaren Erkenntnissen ihres jeweiligen Fachgebietes und – in gegenseitigem Respekt – interdisziplinär auseinander. Lebten und arbeiteten die Bediensteten des Krankenhauses noch unter demselben Dach und waren damit allzeit dienstbereit, so ist heute ein ständiges Kommen und Gehen im Schichtbetrieb und damit verbunden Ansprüche u. a. an umfangreiche Öffnungszeiten des Informationszentrums die Regel.

Heute teilen sich Hunderte von Ärzten dieses Krankenhauses umfangreiche Informationen verschiedenster Erscheinungsform mit Hunderten von Studenten, Dutzenden von Wissenschaftlern, Verwaltungspersonal, Pflegedienst und mit Kollegen aus der ganzen Region.



Klinikum Mannheim heute

Kleine Geschichte des Mannheimer Klinikums

Die erste städtische Krankenanstalt – das sogenannte „Nothaus“ entsteht im Jahre 1701 unter der Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm. Gedacht ist es nicht nur für Kranke, sondern auch für Arme und Fremde.

Aus Mitteln, die der Landesherr und die Kirche zur Verfügung stellten, wurde 1728–1735 im Stadtquadrat R 5 das katholische „Sanctum Carolum Borromäum“ erbaut und seine Verwaltung dem Orden der barmherzigen Brüder übertragen. Im Jahre 1802 muss sich das Spital wegen völliger Mittellosigkeit auflösen.

1806 mietet die Stadtgemeinde das Hospitalgebäude, das die Grundlage für das alte städtische Krankenhaus mit zunächst 60 Betten wird und ausschließlich der Behandlung Kranker dient. Durch Ankauf neuer Gebäude, Aufstockungs-

und Erweiterungsbauten versucht man, die Bettenkapazität der wachsenden Bevölkerung anzupassen. 1860 verfügt die Stadt immerhin schon über 330 Betten, 1883 sind es schon 500. Schließlich ist das ganze Stadtquadrat von den zusammenhängenden Gebäuden des Krankenhauses eingenommen und alle Erweiterungsmöglichkeiten in dem zwischen die umgebenden Stadtquadrate eingezwängten Häuserblock erschöpft.

Der Bedarf steigt weiter, so dass die Errichtung eines Neubaus außerhalb der Quadrate (= Innenstadtbereich) diskutiert und schließlich durchgeführt wird.

NB: Mannheim ist eine Quadratestadt, d. h. die Innenstadt besteht aus 143 Rechtecken. Das Schloß im Süden ist die Basis eines rechtwinkligen Gitters meist namenloser Straßen, zwischen denen die mit

Buchstaben und Nummern bezeichneten rechteckigen Baublöcke, die sogenannten Quadrate liegen. Vom Schloß ausgehend befinden sich A 1 – K 7 westlich, L 1 – U 6 östlich der Mittelachse.

Der jetzige Krankenhauskomplex, 1890 geplant, 1913–1922 (mit Bauunterbrechung durch den ersten Weltkrieg) erstellt, liegt am rechten Neckarufer im ehemaligen Neckarpark auf einem 172.000m² großen Gelände. Er wurde im Korridor-, Block- und Pavillonsystem erbaut. Allein der Korridor des Hauptgebäudes hat eine Länge von 438m. Die Hauptfront selbst hat eine Gesamtlänge von 885m. Vorbild für den Grundriß waren barocke Schloßanlagen.

1922 übergibt der damalige Oberbürgermeister Theodor Kutzer, nach dem heute das ganze Neckarufer benannt und dessen Name der Adreßgeber für das Klinikum ist, das Hauptgebäude seiner Bestimmung. Die Randgebäude werden erst 1924 in Betrieb genommen.

Im Zweiten Weltkrieg wird das Krankenhaus – wie auch die übrige Stadt – stark zerstört, ist aber bereits 1949 nach Reparaturmaßnahmen wieder in allen Abteilungen betriebsbereit.

In den 50er und 60er Jahren werden zahlreiche Erweiterungsbauten notwendig: z. B. der Anbau eines neuen Operationsaales bzw. einer Röntgenabteilung, der Neubau eines Schwesternhochhauses und eines Apotheken-Pavillons, sowie ein Neubau für die III. Medizinische Klinik, der in einem anderen Stadtteil (Mannheim-Waldhof) errichtet wird.

1964 sind in den Städtischen Krankenanstalten praktisch alle medizinischen Fachabteilungen und Institute vertreten, man besitzt einen großen Hörsaal und eine für damalige Verhältnisse gut eingerichtete Ärzte-Bibliothek.

Mannheim bildet mit der – durch den Rhein getrennten – Schwesterstadt Ludwigshafen (Rheinland-Pfalz) das Industriezentrum des Rhein-Neckargebietes und liegt nur 20 km von Heidelberg entfernt. Die Stadt präsentiert sich als idealer Standort für die Kooperation mit der Universität Heidelberg. Im Zuge des Hochschulbaus in Baden-Württemberg wird sie folgerichtig für die Errichtung einer zweiten Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg vorgeschlagen.

1963 faßt der Landtag von Baden-Württemberg den Entschluß, in Mannheim ein zweites klinisches Ausbildungszentrum der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg einzurichten. Damit wird der Grundstein für die universitäre Entwicklung der Städtischen Krankenanstalten gelegt.

Ein akademischer Festakt am 5.11.1964 im Mannheimer Schloß eröffnet das Klinikum. Am 17.12.1969 konstituiert sich die Fakultät für Klinische Medizin Mannheim neben den Heidelberger Medizinischen Fakultäten. Seit 1970 besitzt die Mannheimer Fakultät das Promotions- und Habilitationsrecht im Rahmen der Grundordnung der Universität Heidelberg.

1970 gibt es bereits 13 Lehrstühle, im Jahre 2000 sind es 27.

Seit dem Sommersemester 1967 wird in allen klinischen Semestern unterrichtet, während die theoretischen Semester weiterhin in Heidelberg gelehrt werden.

1967 beginnen die ersten Staatsexamina, 1968/69 sind 372 Studenten immatrikuliert, 2000 studieren je vorklinischem und je klinischem Semester 90 Studenten, d. h. ca. 1.000 insgesamt.

Die Städtischen Krankenanstalten bleiben als kommunales Unternehmen zuständig für die Krankenversorgung, während die Universität Heidelberg und

damit das Land Baden-Württemberg die Kosten für Forschung und Lehre an der neuen Fakultät trägt.

Die schnell wachsenden Aufgaben des Krankenhauses sowohl in der Patientenversorgung als auch im Bereich Forschung und Lehre machen weitere Neubauten erforderlich. Der zu Beginn der Krankenhausära wirklich große Park (106.000m²) mit wunderbarem alten Baumbestand, in dem neben dem Hauptgebäude vereinzelt Klinik-Pavillons in Randbauweise stehen, wird nach und nach „aufgefressen“. Heute lockern nur noch wenige grüne Inseln das Häusergewirr auf, und das Neckarufer vor den Toren des Klinikums bietet Patienten wie Personal Ruhepotentiale und die Möglichkeit wenigstens kleiner Spaziergänge.

Wieviel Grün verloren gegangen ist, mag man an der Erinnerung altgedienter Klinikumsmitarbeiter ermessen, die die ersten italienischen Gastarbeiter am Wochenende im Krankenhauspark bei der Vogeljagd ertappten.

Finanzpolitik im Gesundheitswesen und Krankenkassen-Politik bei den Pflege-satzverhandlungen finden ihren Niederschlag nicht nur in der jeweiligen Personal- und Sachausstattung des Krankenhauses, sondern auch in der Namensgebung und Änderung der Rechtsform: Seit 1997 firmiert das Klinikum der Stadt Mannheim als gemeinnützige GmbH – alleiniger Gesellschafter ist die Stadt Mannheim. 2001 ermöglicht eine Gesetzesänderung die Verleihung der Bezeichnung „Universitätsklinikum“ durch den Ministerpräsidenten Baden-Württembergs. Die neue Namenform belegt zugleich die Kooperation mit der Fakultät:

Klinikum Mannheim gGmbH – Universitätsklinikum

Fakultät für Klinische Medizin Mannheim der Universität Heidelberg.

Kleine Geschichte der Ärzte-Bibliothek der Städtischen Krankenanstalten Mannheim

Über die Anfänge der Bibliothek ist wenig bekannt. Tatsache ist, daß sie bereits bei den ersten Grundrissen 1913 eingezeichnet ist, also eine wichtige Funktion haben sollte, sonst wäre sie – wie oftmals andernorts geschehen – nachträglich „eingeflickt“ worden.

1935 findet sie als „reichhaltige Bibliothek“ Erwähnung in einem Artikel des Krankenhausdirektors in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift.

Interessanterweise wählt man als Standort einen Raum neben dem Casino, dem – sozusagen als Lesesaal – das „Lese- und Rauchzimmer“ gegenüberliegt. Für damalige Verhältnisse sicher eine optimale Anpassung an die Bedürfnisse der – wenigen vorgesehenen, nämlich ausschließlich ärztlichen – Nutzer: zentral gelegen genau in der Mitte des Haupthauses; räumlich verknüpft mit einer weiteren wichtigen Funktion, nämlich des Casinos, das sowieso regelmäßig aufgesucht wird.

Ein Modell übrigens, zu dem der neue Standort der Bibliothek im Multifunktionalen Forschungsgelände 2001 zurückkehrt: das neue Domizil liegt zentral, unmittelbar gegenüber dem Wirtschaftsgebäude mit der Kantine – alle Wege führen praktisch dort vorbei ...

Die Verwaltung erfolgt von 1922 bis 1950 durch die „Bibliotheksschwester“ Hermine Wittmann unter der Leitung der Medizinischen Klinik.

Das erste Zugangsbuch der Bibliothek beginnt mit einer Eintragung am 7.2.1922. In diesem Jahr werden 25 zum Teil mehrbändige Titel für eine Summe von 27.757,60 Mark erworben. 1924 er-

folgt bereits eine Differenzierung zwischen gebundenen und ungebundenen Werken und die Aufführung verschiedener Lieferanten. Auch die Jahre des Zweiten Weltkrieges scheinen den umfassenden Bestandsaufbau nicht zu beeinträchtigen: die Zahl der erworbenen Bände und die ausgegebenen Summen bleiben bis 1944 stabil. Lediglich 1945 bestehen nur 12 Eintragungen für die Summe von 133,25 Mark. Die Titel dieses Jahres leuchten unmittelbar ein:

- Notfallchirurgie
- Operative Behandlung von Schenkelhalsbrüchen
- Leitfaden der Entseuchung und Entwesung
- Die Luft- und Fettembolie

Der ursprüngliche Bibliotheksraum selbst, der bis 1970 in Betrieb ist, faßt mit seinen 40m² ca. 4.500 Bände Präsenzbestand. Alle anderen Bestände werden dezentral in den Instituten und Kliniken aufgestellt, aber zentral verwaltet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg scheint die Bibliothek vorrangig aus Schenkungen und Stiftungen bestückt zu werden, bis die erste Bibliothekarin ihren Dienst aufnimmt. Unter der Bezeichnung Ärzte-Bibliothek führt sie zu Beginn ausschließlich medizinische Fachliteratur, später auch – mit wachsenden Aufgaben – die Literatur der medizinischen Randgebiete, z. B. Medizinische Statistik und Biometrie – und – nach dem Wegfall der von der Stadtbücherei betreuten Patientenbüche-

rei im Jahre 1998 – auch populärwissenschaftliche Medizin-Literatur (Patienten- und Angehörigenratgeber).

Bis 1964 wird die Bibliothek gemäß ihrer Bestimmung ausschließlich aus Mitteln der Städtischen Krankenanstalten finanziert. Der Etat wird jedes Jahr auf Antrag neu genehmigt. Verwaltung der Gelder und inhaltlicher Bestandsaufbau obliegen seit 1951 der ersten Diplom-Bibliothekarin.

Der städtische Teil der Bibliothek wird 1968 für die Versicherung auf einen Wert von DM 400.000,- beziffert, wobei man von DM 40,- pro Band ausgeht.

Am 6.11.1964 erhält die Bibliothek – aufgrund eines Vorgangs, bei dem die Bezahlung bereits gelieferter Bände nicht geklärt werden kann – einmalig in einer kleinen Kurznotiz den Auftrag, die Bibliotheksarbeiten für das Klinikum, d. h. die Fakultät zu übernehmen. Der Verwaltungsdirektor schreibt zu diesem Vorgang:

„... ,Ärztbibliothek, erhält hiervon Nachricht mit der Bitte um Inventarisierung der für das Klinikum Mannheim beschafften Lehrbücher in dem neu anzulegenden Bücherkatalog „Med. Fakultät Heidelberg – Klinikum Mannheim – „und Mitteilung der Inventarnummern hierher.“

Auf diese Notiz gründet sich bis heute die Zusammenarbeit mit der Fakultät.

Entwicklung der Bibliothek – Verwaltung / Etat / Bestand / Selbstverständnis

Seit 1964 wird systematisch die Klinik-Bibliothek für die Fakultät aufgebaut. Bis in die 90er Jahre ist der Bestand abhängig von den Beträgen, die die Lehrstuhlinhaber aus ihren Aversen zur Verfügung stellen. Das heißt, die Höhe des Etats schwankt von Jahr zu Jahr und von Fach zu Fach. Da die Ordinarien, die zugleich als Chefärzte für die Kliniken und Institute der Städtischen Krankenhäuser fungieren, für den inhaltlichen Bestandsaufbau verantwortlich sind, ergeben sich trotz der Anschaffung sehr spezieller Literatur für die einzelnen Fächer viele Dubletten. Ein planmäßiger Bestandsaufbau ist auch unter der Koordination der Bestellungen durch die Bibliothekarin kaum möglich. Nur die Sondermittel, die 1969 und 1976 nach Eingaben von Lehrkörper und Studentenschaft an das Kultusministerium gewährt werden, sorgen für eine adäquate Ausstattung der Hauptbibliothek, insbesondere auch im Bereich der Zeitschriftenliteratur, die damals wie heute das Herzstück der medizinischen Bibliothek bildet. Die Präsenzbibliothek wird zur Ausleihbibliothek. Die einzelnen Hefte der laufenden Zeitschriften werden im neu eingeführten Umlaufverfahren zunächst einzelnen Ordinarien zur Verfügung gestellt, bevor sie an ihren jeweiligen zentralen oder dezentralen Standort gelangen.

In der Folge zieht die Fakultät die Finanzierung der Bibliothek sowohl im Buch- und Zeitschriften- als auch im Ausstattungsbereich mehr und mehr an sich – gedrängt von den stetig wachsenden Bedürfnissen in Forschung und Lehre, nicht zuletzt aufgrund steigender Studentenzahlen und der Einrichtung immer neuer Lehr-

stühle. Hin und wieder greifen auch die Städtischen Krankenhäuser mit Finanzspritzen ein, wenn es gar zu sehr und vor allem für Außenstehende offensichtlich „brennt“.

Immer wieder kommt es zu Kompetenzstreitigkeiten bzw. zu Reibereien über die Frage, welche Trägerinstitution welche Ausstattungsmittel, also z. B. laufende Verbrauchsmaterialien wie Titelkarten zu tragen hat.

Die zentrale Verwaltung zweier parallel laufender Bibliotheken verschiedener Unterhaltsträger mit nicht einheitlicher Anschaffungslenkung führt zu manchem Klimmzug. So bestand und besteht bis heute die Auflage, die Bestände der beiden Trägerinstitutionen bei Bedarf sofort trennen zu können, d. h. getrennte Inventarbücher, getrennte numerische Aufstellung der gebundenen Zeitschriftenbände. Die systematische Aufstellung der Monographien erlaubt die gemeinsame Aufstellung des Bestandes unabhängig von seiner Herkunft, so auch den Austausch zentraler Hauptbibliotheks- und dezentraler Instituts- und Klinik-Bibliotheks-Bestände ohne größeren Aufwand – mit Ausnahme einiger Kliniken, die auf einer eigenen Systematik bestehen.

Die Bibliothek erfindet diese Systematik in Eigenregie. Obschon handgestrickt, hat das Sachgruppenverzeichnis bis heute gute Dienste geleistet, alle haben sich daran gewöhnt und – für eine Aufgabe dieses Systems zugunsten einer offiziellen Systematik ist es längst zu spät. Wer sollte den Gesamtbestand umarbeiten?

Schon 1981 wird von der Bibliothek erkannt, dass die Mehrfachfinanzierung

eines einzigen Zeitschriften-Titels durch Mehrfachabonnements eine Belastung ist, die der Etat nicht verkraften kann. Es dauert jedoch noch bis 1998, bis diese Mehrfachabonnements aufgrund des immer stärker werdenden Finanzdruckes und der neuen elektronischen Verfügbarkeit tatsächlich verschwinden. Auch die Entbehrlichkeit von Referateblättern wird bereits in diesem Jahr diskutiert, findet aber erst in den 90ern Gehör.

Anlässlich ihres 10jährigen Bestehens im Laborgebäude zeigt die Bibliothek, die sich jetzt „Medizinisch-Wissenschaftliche Bibliothek“ nennt, 1982 in einem Schreiben an den Dekan die Belastung des Personals und die Mängel bzw. nicht erledigten bibliothekarischen Arbeiten auf und schildert die Raumnot ohne Magazin- und Diensträume. Folgerichtig wird eine neue Stelle gefordert. Es fehlt u. a. ein Fotokopierer; die Verwaltung der damals 14 Instituts- und Klinikbibliotheken bindet Personal ebenso wie die 4.000 Entlehnungen jährlich von dort mit den entsprechenden notwendigen Hol- und Bringdiensten. Die Folge: Nichts passiert.

Im Januar 1984 findet im Klinikum eine Wirtschaftlichkeitsprüfung durch die Firma Ernst & Whinney statt, die auch die Bibliothek nicht verschont und heute noch berühmt-berüchtigt ist. Allerdings macht man sich nicht die Mühe, die Bibliothek persönlich in Augenschein zu nehmen, sondern handelt die Prüfung in zwei Telefongesprächen mit der Leiterin ab. Interesse finden nur die Hauptaufgaben der städtischen Bibliotheksangestellten. Alle anderen Tätigkeiten bzw. Landesstellen werden nicht erörtert, obschon sie bereits zu diesem Zeitpunkt weit mehr als die Hälfte aller Dienstleistungen abdecken.

Der „Bericht zur Lage der Med. Wiss. Bibliothek am Klinikum Mannheim“ – mit Stand Februar 1984 von der Leitenden

Bibliothekarin vorgelegt – weist eine für viele Medizinbibliotheken typische Situation aus: es klemmt an allen Ecken und Enden.

Der Bestand umfaßt 1984 immerhin schon 85.000 Bände und 460 lfd. Zss. nach einer explosionsartigen Entwicklung durch die Fakultäts-(sonder-)mittel seit 1970. Die Nutzung der Bibliothek hat sich in nur 13 Jahren verzehnfacht, der Bestand fast verfünffacht. Vor allem die intensive Nutzung der Lehrbuchsammlung treibt die Zahlen (und die Belastung des Personals) in die Höhe. Die Bibliothek sieht sich nicht mehr in der Lage, „die ordnungsgemäße Weiterführung der Bibliothek zu gewährleisten“ und zeigt in der Hoffnung auf Reaktionen der Unterhaltsträger Folgen auf:

- drastische Kürzung der Öffnungszeiten
- drastische Limitierung der Bestellscheinannahme
- noch längere Wartezeiten bei der Erledigung der Fernleihe (damals schon 4–6 Wochen)
- Verzögerung des Zeitschriftenumlaufes für die Professoren
- Verzögerung der Einarbeitung von Neuerwerbungen und ihres Nachweises im Katalog.

Als Quintessenz wird festgestellt:
 „... eine Bibliothek, die trotz ihres allseits gelobten ausgewogenen Buch- und Zeitschriftenbestandes ihren Dienstleistungsauftrag nicht mehr erfüllen kann und damit zum toten, da ungenutzten Kapital für das Klinikum Mannheim wird.“

Forderungen werden erhoben:

- Raumbedarf: Alleinnutzung des Spiegelkurssaals
- Ausbau des Mitteltraktes im Hauptgebäude (Pläne dafür sind seit 1978 gezeichnet.)

Die Folge: es wird ein Fotokopiergerät angeschafft, ab 1988 kann der Spiegelkurssaal von der Bibliothek alleine genutzt werden. 1993 (!) weist die Fakultät umfangreiche Finanzmittel zur „Verbesserung der Situation der Bibliothek“ aus. Regale, EDV, Faxgerät, Online-Anschluß, Kompaktanlage werden – nach z. T. weitere Jahre dauernden Vorbereitungen, Verhandlungen, Ausschreibungsverfahren, ... – Realität.

Die dezentralen und damit indirekten Finanzmittel der Bibliothek aus den Aversen der Ordinarien werden 1993 von der Verwaltung umgestellt auf einen echten zentralen Bibliotheksetat, den die Bibliothek selbst verwaltet. Nunmehr können Doppel- bzw. sogar Mehrfachanschaffungen vermieden und damit das Haushaltsrecht eingehalten werden. Mittel- und langfristig wird eine sinnvolle und – im Vergleich zu früher – umfangreichere, zentral koordinierte Anschaffungspolitik möglich. Zunächst fühlen sich insbesondere die Ordinarien „geängelt“, aber im Rückblick wird heute deutlich, daß seit diesem Zeitpunkt die Ausstattung sowohl der Hauptbibliothek in den einzelnen Fächern als auch die der Instituts- und Klinikbibliotheken nicht nur stabil geblieben ist, sondern quantitativ und qualitativ besser ist als vorher. Durch die zentrale Beantragung und Bewirtschaftung der Mittel seitens der Bibliothek steht insgesamt mehr Geld zur Verfügung als je zuvor. Die Nutzer aller Bibliothekssparten – also

Lehrbuchsammlung, Lesesaal, Hauptbibliothek oder Instituts- und Klinikbibliotheken bekommen i. d. R., was sie brauchen und ggf. zur Anschaffung vorschlagen. Selten ist der Etat schon lange vor dem Jahresende ausgeschöpft, während in früheren Jahren die Bezahlung von Rechnungen ab August ein äußerst schwieriges, meist sogar undurchführbares Unterfangen war.

Im November 1994 fordert der Dekan die im Fakultätsrat benannten Mitglieder der künftigen Bibliothekskommission auf, sich zu konstituieren. Die Bibliothekskommission läßt sich umfassend über die aktuelle Situation informieren. Laut Protokoll sollen die strukturellen Probleme der Bibliothek in Zukunft im Mittelpunkt der Arbeit der Kommission stehen. Seit 1995 finden jährlich ein bis zwei Sitzungen statt. Themen sind hauptsächlich notwendige oder nichtnotwendige Abstellaktionen für den Zeitschriftenpool – der aufgrund der Kostenentwicklung bei medizinisch-naturwissenschaftlichen Zeitschriften mit bis zu 20% Kostensteigerung pro Jahr bei relativ stagnierenden Etats nicht zu halten ist, geschweige denn erweitert werden kann, – und der Umzug der Bibliothek in das neue Multifunktionale Forschungsgebäude der Fakultät.

Der Jahresbericht 1998 weist in der Einführung erstmals „offiziell“ ein neues Selbstverständnis der Bibliothek aus: waren die Jahrzehnte zuvor von Rechtfertigungen und der Rolle als Bittstellerin geprägt, präsentiert sich die Bibliothek eher offensiv und legt ihre Rolle und die sich daraus ergebenden Konsequenzen aus ihrer Sicht dar:

„Die Medizinisch-Wissenschaftliche Bibliothek dient der Informations- und Literaturversorgung der Fakultät für Klinische Medizin

Mannheim der Universität Heidelberg und der Klinikum Mannheim gGmbH und unterstützt damit Forschung und Lehre, Aus-, Fort- und Weiterbildung und die Patientenversorgung.

Sie bietet den Angehörigen von Fakultät und Klinikum Dienstleistungen und Informationen an, die ihre Arbeit erleichtern und zur Erreichung ihrer Ziele beitragen. Darüber hinaus wird die Bibliothek von Mitarbeitern anderer Mannheimer und Ludwigshafener Krankenhäuser, niedergelassenen Ärzten, Studenten der Universität Mannheim und der Fachhochschulen Mannheims und sonstigen Wissenschaftlern genutzt. Gelegentlich finden sich auch Mannheimer Bürger, Angehörige von Patienten des Klinikums und Mitarbeiter von Theater, Rundfunk oder Fernsehen ein, um z. B. Hintergrundinformationen zu einzelnen Krankheiten, Operationsmethoden oder zum Gesundheitswesen nachzulesen.

Die Bibliothek arbeitet eng mit anderen Institutionen wie z. B. dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit und der Universitätsbibliothek Heidelberg zusammen, um u. a. die kostenlosen und relativ zeitgünstigen Möglichkeiten der lokalen und regionalen Literaturversorgung auszuschöpfen und gemeinsam neue Verfahren der (elektronischen) Dokumentlieferung entwickeln und testen zu können.

Die Rahmenbedingungen für Bibliotheken haben sich verändert: vieles kann der früher so geschätzte „geneigte Leser“ heute selbst

bequem und von zu Hause aus erledigen.

Das immer besser und schneller funktionierende Internet mit seinen unendlichen Möglichkeiten für den Privat- und Dienstgebrauch und die gleichzeitig stattfindenden Strukturveränderungen an den Universitäten und im Gesundheitswesen haben die Aufgaben einer medizinischen Bibliothek gründlich verändert und verlangen eine neue Denk- und Arbeitsweise.

Wir sehen uns heute nicht mehr als „Sammler und Bewahrer“ wissenschaftlicher Werke „für die Ewigkeit“, sondern als Informationsvermittler, die die unglaubliche Fülle verschiedenartigster Informationen strukturieren, den Bedürfnissen der eigenen Klientel entsprechend aufbereiten und zur Nutzung und Weiterverarbeitung anbieten. Der Aufbau einer Homepage mit Angeboten für die Benutzer, die Entwicklung neuer Dokumentliefersdienste, die vernetzte Literatursuche und der Zugang zu Volltexten sind erste Schritte auf neuen Wegen mit dem Ziel optimaler Literatur- und Informationsversorgung unserer Kunden, d. h. der Bibliotheksbenutzer.“

Eine deutliche Hinwendung zum Nutzer wird vollzogen, der Dienstleistungsgedanke findet Eingang in die Überlegungen zur Bibliotheksentwicklung, insbesondere bei der Einbindung neuer Angebote wie Homepage, Online-Zugang zu Volltexten, Electronic Document Delivery.

Nachdem der Neubau beschlossene Sache ist, gilt es, den Bibliotheksbetrieb neu zu konzipieren. Die Bibliothek soll künftig nicht mehr aus einer Hauptbiblio-

thek und vielen dezentralen Bibliotheken verschiedener Größenordnung bestehen, sondern eine Zentralbibliothek sein. Das heißt, alle wesentlichen Buch- und Zeitschriften-Bestände werden an einem Standort zusammengefaßt. Für besondere Bedürfnisse vor Ort werden Handapparate zusammengestellt.

Unterbringung der Bibliothek im Laufe ihres Bestehens

Das erste – von Anfang an als „Bibliothek“ bezeichnete – Quartier befindet sich im sogenannten Haupthaus: ein unmittelbar an das Ärzte-Casino grenzender Raum mit 40m² Fläche. Gegenüber – auf der anderen Seite des Casinos – finden wir ein Lese- und Rauchzimmer. Hier bleibt die Bibliothek, die in den 50er Jahren ihre Bezeichnung in „Ärztbibliothek“ ändert, bis 1970.

Mit dem Umzug in das Laborgebäude erhält die Bibliothek 1970 erstmalig Zugang zu einer bibliotheksgerechten Ausstattung, also höhenverstellbare Regale und Zeitschriftenschränke für die Präsentation der laufenden Jahrgänge, ein Fotokopiergerät und ein Mikrofilm-Lesegerät. Die studentische Lehrbuchsammlung kann in den Bestand der Bibliothek integriert und systematisch weiter ausgebaut werden.

Der bereits kurz nach dem Einzug ins Laborgebäude in den 70er Jahren geplante Umzug der Bibliothek zurück ins Hauptgebäude – nach entsprechendem Umbau und vor allem statischer Verstärkung desselben – läßt auf sich warten. Es ist nicht die Zeit für große Baumaßnahmen. Die Mittel bleiben aus. In langwierigen Verhandlungen mit den Hausherren des Laborgebäudes und den Spiegelkursleitern erreicht die Bibliothek die Überlassung von Kellerräumen für Magazinbestände, die Mitbenutzung des Spiegelkurssaales als Lesesaal, die Überlassung von Diensträumen im Tausch gegen andere und Nutzung leerstehender fensterloser Räume durch Umbau.

Die Ordinarien unterstützen einen entsprechenden Antrag der Bibliothek an die Verwaltungsdirektion durch ähnlich lautende eigene Anträge. Das halbe Laborgebäude wird umgebaut, dient aber hinterher allen Abteilungen wesentlich besser als vorher.

Von 1982 bis 1987 teilt sich die Bibliothek den Spiegelkurssaal der HNO- und Augenheilkunde, der sich im Laborgebäude befindet, mit den Kliniken und kann diesen Raum nur außerhalb der Kurszeiten als Studentenlesesaal anbieten, was u. a. die Unterbringung der Lesesaalbestände in verschließbaren Schränken statt offenen Regalen notwendig macht.

Nach dem Bezug des „Neubau West“, der die HNO-, Augen- und Frauenklinik aufnimmt, kann der Kursraum durch Einbau einer Schrank-Trennwand in einen Lesesaal und einen Magazinraum umgewandelt werden. Dass beide neu gewonnenen Räume schon wenig später aus allen Nähten platzen, gehört zum Alltag einer Bibliothek, die sich von Raum-Kompromiß zu Raum-Kompromiß hangelt – immer in der Hoffnung auf die allumfassende Baumaßnahme, die der Not ein Ende bereitet.

A propos Not: selbige macht bekanntlich erfinderisch. Es gelingt dem Personal immer wieder, durch Umräum-

Laborgebäude (Bibliothek im Erdgeschoß)



Umbau- und Aussonderungsmaßnahmen und unkonventionelle Aufstellung von so wichtigen Bibliotheksmöbeln wie Katalogschränken – später aber auch PC's und Druckern –, sowie dem fast völligen Verzicht auf adäquate Personalarbeitsplätze, Raum zu schaffen für die Bedürfnisse der Nutzer und die Aufstellung weiterer Bücher und Zeitschriften.

1980 unterstützt die Universitätsbibliothek Heidelberg nach einem Besuch ihres Direktors in Mannheim den Antrag auf weiteres Personal und die Planungen, einen Umzug herbeizuführen. Die UB beschreibt die Arbeit der Bibliothek äußerst passend:

„... dass die pragmatische Form der Bibliotheksentwicklung und -führung an der Klinischen Fakultät in Mannheim zu sehr guten, ja geradezu vorbildlichen bibliothekarischen Arbeits- und Benutzungsformen geführt hat ...“

Pragmatisch ist für Jahrzehnte das einzig zutreffende Wort.

1992 führt ein völliges Ausräumen des Hauptbibliotheksraumes – für die

Verlegung eines neuen Teppichbodens im EG nach einem umfangreichen Wasserschaden durch marode Rohre in der Decke – zur völligen Umgestaltung beim Wiedereinräumen und damit zu mehr Funktionalität für Nutzer und Personal.

Ab 1993 geistern wieder Umzugsgerüchte durch die Landschaft: Der Wissenschaftsrat hat sich nach seinem Besuch 1990 in seinem Gutachten für den Ausbau der Fakultät und u. a. auch für die adäquate Unterbringung der Bibliothek ausgesprochen.

Im Dezember 1994 wird die Bibliothek aufgefordert, eine „Nutzungsanforderung für den Neubau einer Zentralbibliothek“ zu erstellen. Trotz der Befürchtungen, einmal mehr für den Papierkorb zu arbeiten, liefert die Bibliothek natürlich die verlangten Texte und Zahlen und tatsächlich: ab 1995 beginnt in zermürbender Kleinarbeit die Feinplanung.

1997 nimmt der Neubau-Antrag für ein Multifunktionales Forschungsgebäude mit Bibliothek in unzähligen Sitzungen mit dem Universitätsbauamt Formen an, bevor er auf den langen Amtsweg

geschickt wird. Im Dezember schon kann das Ausschreibungsverfahren festgelegt werden. Baubeginn soll zum Jahreswechsel 1998/99 sein, Fertigstellung Mitte 2000.

Im März 1998 verläßt die europaweite Ausschreibung das Universitätsbauamt, im Sommer werden die Ergebnisse (= 8 Entwürfe) gesichtet.

Am 16.07.1999 ist der feierliche „erste Spatenstich“. Die Bibliothek entsendet einen ständigen Vertreter in die Projektgruppe für den Neubau, die baubegleitend 14tägig einen Jour fixe einrichtet, um alle – wirklich alle – Themen, die im Zusammenhang mit einem neuen Gebäude entstehen, zu besprechen. Dazu gehören z. B. Farbkonzepte, Bodenbeläge, Schallschutz, Beleuchtung, Meldeanlagen, In dieser Projektgruppe sind alle irgendwie am Bau beteiligten Institutionen vertreten.

Am 14.07.2000 ist Richtfest. Die Bibliothek erstellt Leistungsverzeichnis für die Regal- und Mobiliarausstattung sowie die Umzugsdienstleistung. Außerdem bereitet sie sich intensiv auf den Umzug vor.

Der langsame Einzug der Technik in der Bibliothek – und sonstige arbeitserleichternde Entwicklungen

- 1969** wird der erste Kopierer mit Münzgerät für die Benutzer angeschafft.
- 1971** ist eine erste Telefonanlage für mehrere Mitarbeiter möglich.
- 1974** führt die Akzessionsabteilung selbstdurchschreibende Bestellformulare ein.
- 1981** hält das erste Microfiche-Lesegerät Einzug – 1984 das dritte.
- 1985** wird der erste Titeltartenkopierer gekauft.
- 1987** beginnen die Planungen für den EDV-Einsatz in der Bibliothek.
- 1990** im April lehnt der Fakultätsvorstand die Bewilligung der Mittel für einen PC samt Drucker als Grundstock für eine CD-ROM-Station (für die Datenbank MEDLINE) ab. Die Bibliothek bekommt einen Uralt-PC von anderer Seite geschenkt, ebenso ein externes CD-Laufwerk. Im November 1990 (neuer Dekan) erhält die Bibliothek Sondermittel für EDV und Bücher, wobei der EDV-Anteil nicht einmal die Hälfte der Summe ausmacht.
- 1991** Offline-ISBN-Abruf zum Ansigeln unserer Katalogdaten an den Südwest-Verbund mittels Disketten.
- 1994** Online-Anschluß an den Südwestverbund in Konstanz mittels ISDN-Netzkarte.
- 1996** hat die Bibliothek den sehnlich erwarteten Internet-Anschluß und kann damit nicht nur in die große weite Welt surfen, sondern vor allem an den Angeboten der UB Heidelberg partizipieren, die sich ausgiebig mit den neuen Technologien beschäftigt und eine Vorreiterrolle in der Nutzung übernommen hat: Datenbanken wie Medline werden im WWW aufgelegt, EDD wird möglich. Recherchen in HEIDI und sonstigen Bibliothekskatalogen werden Routine. Die E-Mail-Funktion erlaubt den wichtigen Kontakt zu anderen (Medizin-)Bibliotheken und deren Diskussionslisten und Webseiten, die die tägliche Arbeit erleichtern.
- 1998** geht die erste Fassung der Bibliotheks-Website ans Netz – zunächst die Testfassung im Intranet, dann die Echtfassung im Internet. Die Homepage enthält nicht nur Informationen über die Bibliothek und ihre Bestände samt Erschließungsinstrumenten, sondern auch Zugänge zu den wichtigsten Bibliothekskatalogen und Datenbanken, nützliche Internetadressen und Links und natürlich Hinweise auf die Serviceangebote der Bibliothek. Die ständige Pflege der Homepage ist personalintensiv und kommt als echte neue Aufgabe zu den üblichen Arbeiten der Bibliothek hinzu. Gleichwohl ist sie eine entscheidende Säule für die Bibliotheksarbeit der Zukunft. Von August bis Dezember erreicht die neue Website allein im Intranet 11.886 Aufrufe. Der Bedarf war da – das Angebot wird sofort genutzt.
- 1998** werden mehrere PC-Benutzerarbeitsplätze eingerichtet. Eine neue Laserrichtfunkstrecke, die das Klinikum mit dem Universitätsrechenzentrum verbindet, sorgt für die EDV-Anbindung der Fakultät und damit auch der Bibliothek. Nur bei starkem Nebel oder dichtem Schneetreiben gibt es Störungen ... Mannheim wird zweiter Lieferstandort des Heidelberger Electronic Document Delivery HEDD.
- 1999** wird eine zweite Fassung der Webseiten notwendig; die Gliederung ist klarer, das Angebot übersichtlicher strukturiert.
- 2000** setzen sich die elektronischen Dokumentliefersdienste an die Spitze. Die traditionellen – wie die Fernleihe – werden weniger in Anspruch genommen. Die dritte Fassung der Webseiten wird ins Netz gestellt. Sie orientiert sich nunmehr im Layout an die verbindlichen Vorgaben der Universität.
- 2001** wird – nach dem Umzug der Bibliothek in das neue Gebäude – die Recherausstattung völlig neu konzipiert: den Nutzern stehen für Kurzrecherchen 7 und für längere Recherchen und sonstige rechnerabhängige Arbeiten 23 Terminals zur Verfügung, die an einem zentralen Server „hängen,“. Für Multimedia-Anwendungen stehen 10 PC's zur Verfügung.

Nutzer / Angebote bzw. Ausstattung / Öffentlichkeitsarbeit

Von 1922 bis 1971 ist die Bibliothek der Städtischen Krankenanstalten an zentraler Stelle neben dem Ärzte-Casino in einem 40m² großen Raum untergebracht. 1951 stehen 30 laufende Zeitschriften zur Verfügung. Die 4.500 Monographien sind gut sortiert und werden aktuell gehalten. Alles, was über diesen Bestand hinausgeht, wird dezentral in den Instituts- und Klinikbibliotheken vorgehalten. Der Service ist für damalige Zeiten angemessen: am Ort nicht vorhandene Literatur wird über die wissenschaftliche Stadtbibliothek Mannheim besorgt. Kopiergeräte gibt es noch nicht. Die Bibliothek ist eine Präsenzbibliothek. Man liest – und excerpirt gegebenenfalls.

Mit dem Umzug 1970 stehen der Bibliothek im Laborgebäude zunächst 230m², später 550m² zur Verfügung. Diese Flächen bleiben bis 2001 unverändert und begrenzen das Freihandangebot der Bibliothek auf die Monographien und die letzten 10 Jahrgänge der gebundenen Zeitschriften. Der Hauptbestand ist magaziniert oder dezentral in den Instituts- und Klinikbibliotheken zu finden, was die allgemeine Nutzung erschwert: umfangreiche Hol- und Bringdienste von und zu den dezentralen Bibliotheken müssen organisiert und aufrecht erhalten werden.

Die Bibliothek bleibt bis 1964 als Präsenzbibliothek der Ärzteschaft der Städtischen Krankenanstalten vorbehalten. Nach Gründung der Fakultät wird der Benutzerkreis auf den Lehrkörper des Klinikums, auf Doktoranden und – in geringem Umfang – auch auf Studenten ausgeweitet. Die Studenten besitzen vor 1970 eine eigene Bibliothek in Form ei-

ner selbstverwalteten Lehrbuchsammlung.

1969 – nach verschiedenen Resolutionen von Dozenten und Studenten, die unzulängliche Versorgung der Bibliothek betreffend, erhält die Bibliothek eine kräftige Finanzspritze in Form einer einmaligen Zuwendung von DM 220.000.–, die innerhalb von 6 Wochen auszugeben sind. Die Grundausrüstung kann auf den Stand der Zeit gebracht werden: viele wichtige Zeitschriften werden rückwirkend erworben, ebenso alle relevanten Handbücher.

Bis 1964 führt die Ärztebibliothek einen alphabetischen (AK) sowie einen standortfreien systematischen Katalog (SyK), außerdem Standortkarteien der verschiedenen Instituts- und Klinikbibliotheken. Ab diesem Zeitpunkt wurde der AK nach der mechanischen Wortfolge geordnet, der Fakultäts-Bestand durch andersfarbige Karten gekennzeichnet. Titelaufnahme war und ist – wie allen Bibliothekaren bekannt – ein akribisches Geschäft. In der Mannheimer Bibliothek bedarf es neben der Regeltreue auch eines enormen Durchhaltevermögens der katalogisierenden Bibliothekarin: jede Titeltkarte wird einzeln von Hand durch Abschreiben mit der – mit extra winzig kleinen Typen ausgestatteten – mechanischen Schreibmaschine vervielfältigt. Dies tut dem Anlegen neuer, zweckmäßig erscheinender Kataloge aber keinen Abbruch: bis 1985 wird – ganz dem Zeitgeist entsprechend – zusätzlich zu AK und SyK noch ein Dienstkatalog geführt.

Erst 1985 führt die Bibliothek die nutzerfreundlicheren RAK-WB ein und meldet an den Gesamtkatalog der UB

Heidelberg. Die erste elektrische Kugelpkopfschreibmaschine und der erste Titeltkartenkopierer halten Einzug.

Der systematische Katalog – mit verkürzter Titelaufnahme, die späteren Generationen manches Kopfzerbrechen bereitet – entspricht der Aufstellung der Bücher am Fach. Er dient zugleich als Besitznachweis von Fakultäts- und städtischem Eigentum und als Standortnachweis für Haupt-, Klinik- und Institutsbibliotheken. Auf zunächst einer einzigen Karteikarte sind also verzeichnet: alle Mehrfachexemplare und vorhandenen Auflagen eines Werkes mit Besitz und Standortnachweis einschließlich der Inventarnummern.

Später doch notwendig werdende Folgekarten führen zur kompletten Verwirrung jüngerer Bibliothekare. Von Nutzerfreundlichkeit kann keine Rede mehr sein. Diese benötigen zur sinnvollen Nutzung des SyK stets die Fachkraft. Es bedarf schon gründlichen Nachdenkens und subtiler Kenntnis der Bibliotheksbestände samt der umfangreichen (de-)zentralen Aufstellungsmöglichkeiten, um dem Katalog sinnvolle Informationen entnehmen zu können.

Außerdem gibt es je einen Standortkatalog, getrennt nach Haupt-, Klinik- und Instituts-Bibliotheken; von den beiden letzteren steht je ein Duplikat (alphabetisch und systematisch) in den Instituten den Nutzern zur Verfügung. Ein Symposien- und Kongreßschriftenkatalog rundet das Bild ab. Für die Anlage der Kataloge als Herzstücke der bibliothekarischen Arbeit werden keine Kosten und Mühen gescheut.

Ab 1971 werden die Nutzung des Heidelberger Institutsdienstes, d. h. der Heidelberger Bibliotheksbestände sowohl der UB als auch der Institutsbibliotheken in Kopie möglich. Ebenso wird ein regel-

mäßiger Fernleihdienst mit der UB Mannheim vereinbart, die die Bestände und den Service der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek übernommen hat.

Die Nutzer können zu diesem Zeitpunkt noch Literaturlisten abgeben, wenn sie möchten. Die Bibliothek überträgt sie fein säuberlich auf Fernleihformulare und bringt sie nach bibliographischer Verifizierung auf den Leitweg.

Auch die pharmazeutischen Firmen der Umgebung beteiligten sich (durch gute persönliche Kontakte) mittels Kopien an der Beschaffung benötigter Literatur. Die Bibliothek verzeichnet 1969 immerhin schon 1.500 Fernleihbestellungen. Später kommt ein Austausch mit dem neu gegründeten Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim (psychiatrische Literatur) und der Berufsgenossenschaftlichen Unfallklinik in Ludwigshafen hinzu. Ab Mitte der 90er Jahre wird die Möglichkeit überregionaler Bestellungen um den Internen Leihverkehr der Medizinbibliotheken der in der Arbeitsgemeinschaft für Medizinisches Bibliothekswesen organisierten Medizinbibliotheken erweitert. Den Nutzern der Bibliothek stehen also vielfältige – kostenlose – Bestellmöglichkeiten für auswärtige Literatur zur Verfügung. Allerdings verlangt die Formularvielfalt ein fortgeschrittenes Wissen um die möglichen Bezugswege auch vom Nutzer.

1983 fällt die UB Mannheim als Leitbibliothek für die Fernleihe aus: mit 5.000 Bestellungen pro Jahr entsprechen die Medizin-Bestellungen einem Viertel aller Mannheimer Fernleihen. Diese Größenordnung ist nicht länger zu leisten. Neue Leitbibliothek wird die UB Heidelberg, die sowieso die zuständige „Mutterbibliothek“ ist. Die Medizinisch-Wissenschaftliche Bibliothek bibliographiert selbst und legt – u. a. mit Hilfe der Zeit-

schriftendatenbank auf Microfiches den Leitweg fest. So entsteht der UB nur organisatorischer Arbeitsaufwand. Allerdings muss ein Fahrdienst organisiert und später im Rahmen der Sekundärverrechnung auch bezahlt werden.

Dokumentation im Sinne von Literaturzusammenstellungen für wissenschaftliche Arbeiten, Vorträge und Gutachten werden zunächst regelmäßig als selbstverständliche Aufgabe der Bibliothek erledigt, später wegen des enormen Arbeitsanfalles nur noch vereinzelt und ab Mitte der 80er Jahre gar nicht mehr angeboten.

Die erste Benutzungsordnung der Ärztebibliothek stammt vom 1.11.1964 und ist unterschrieben vom Chefarzt der II. Medizinischen Klinik, der gleichzeitig als Bibliotheksleiter fungiert. Hier sind erstmals Ausleihmöglichkeiten geregelt:

„Benutzungsordnung der Ärztebibliothek der Städtischen Krankenanstalten Mannheim

1. Die Bibliothek steht den Ärzten der Stadt, Krankenanstalten sowie Studenten und Famuli freihandlich während der festgesetzten Öffnungszeiten unentgeltlich zur Verfügung.

2. Um den Benutzern eine möglichst große Anzahl der vorhandenen Werke zur Verfügung zu halten, soll eine Buchausleihe nur ausnahmsweise erfolgen. An Studenten und Famuli findet keine Buchausleihe statt.

3. Handbücher, Nachschlagewerke und ungebundene Zeitschriften sind von der Entleiherung ausgeschlossen.

4. Im Interesse der Benutzer sollen entlehene Werke so bald als möglich zurückgegeben werden.

Die Leihfrist wird von Fall zu Fall festgesetzt, sie beträgt längstens 4 Wochen. Eine Verlängerung der

Leihfrist ist möglich, wenn keine Nachfrage nach dem entlehnen Werk besteht. Wird das Buch danach von einem anderen Benutzer bestellt, so ist es, ohne Rücksicht auf die Verlängerung, unverzüglich an die Bibliotheksverwaltung zurückzugeben.

5. Die Weitergabe entliehener Bücher ist dem Benutzer untersagt. Für beschädigte oder nicht zurückgegebene Werke ist voller Ersatz zu leisten.

6. In der Ärztebibliothek nicht vorhandene Bücher können über den Leihverkehr der Bibliotheken gegen eine Verwaltungsgebühr bestellt werden. Der Besteller hat für diese Werke besonders genaue bibliographische Angaben zu machen.

Mannheim, den 1.11.1964
gez. Dr. V. Becker
Chefarzt d. II. Med. Klinik
Bibliotheksleiter“

Mit der Übernahme der Lehrbuchsammlung aus der Selbstverwaltung der Studenten beginnt die Bibliothek 1972, sich allen Nutzern zu öffnen und den Ausbau der Bestände auf eine breitere Basis zu stellen. Das vorgesehene Audiovisuelle Studio wird zwar wieder aufgegeben, aber dafür wird ein – scheinbar dringender benötigter – Studentenlesesaal eingerichtet. Einführungen in die Bibliotheksbenutzung werden angeboten – zunächst in Gruppen, später als individuelle Beratung. Leserprofile für DIMDI, SABIR und IDIS werden erstellt und damit die Möglichkeit regelmäßiger Standardliteraturrecherchen eröffnet. 1976 erlauben weitere Sondermittel die Beschaffung 5.000 aktueller Monographien. 1978 wird ein eigener Raum für die Lehrbuchsammlung eingerichtet; regelmäßige Öffnungszeiten wer-

den garantiert. Die Studenten sind – gemessen an der Pro-Kopf-Summe für Lehrbücher – gut versorgt, auch wenn erst 2000 Öffnungszeiten während der Semesterferien möglich sind. Zusätzlich werden sie offiziell zur Nutzung der Hauptbibliothek zugelassen:

Ein neues Zeitschriftenverzeichnis entzückt 1978 nicht nur interne, sondern auch externe Nutzer – sind doch gedruckte Verzeichnisse immer noch die einzigen bibliographischen Hilfsmittel. Auch ein Auswahlverzeichnis der Bibliothek sowie ein Gesamtverzeichnis der Lehrbuchsammlung wird dankbar angenommen.

Als 1981/82 der Spiegelkursaal der Augen- und HNO-Klinik im 1. OG des Laborgebäudes an den vier vorlesungsfreien Tagen sowie in den Semesterferien als Studenten-Lesesaal genutzt werden kann, ist der Service für die Studierenden fast perfekt: 60 Plätze stehen zu Verfügung.

1982 lädt die Bibliothek zur Eröffnung des Neuen Lesesaales für Studenten zu einem kleinen Empfang ins Laborgebäude – viel Enthusiasmus spricht trotz aller Widrigkeiten aus den Worten der Bibliotheksleiterin:

„... und für wen all dieser Aufwand? Für wen also setzen wir unserer Hände Arbeit – unseren Verstand und – fast immer auch ein wenig unser Herz ein? Für ihn, den Leser natürlich, für den großen Anonymus – der uns seit Jahren bekannt und doch immer neu – vielschichtig und vielgesichtig uns wieder und wieder dazu bringt, seine Probleme zu unseren zu machen! Jung – fröhlich – offen – mit unbekümmerten Fragen – unbeholfen und schüchtern – überkorrekt höflich – dankbar – aber auch

fordernd, unwirsch, fast unhöflich – ein ewig wechselndes Gesicht – glücklicher aber und befreit, wenn seine Arbeit fertiggestellt und sein Literatur-Verzeichnis „steht,„. So kennen wir ihn – so lieben wir ihn – so soll er bleiben – und mit ihm zusammen wollen wir heute feiern!“ ...

Ab 1982 gibt die Bibliothek – nunmehr als Medizinisch-Wissenschaftliche Bibliothek – erstmalig auch Info-Blätter heraus, die über wichtige Fakten wie Bestand, Einrichtungen, Öffnungszeiten informieren. Sie öffnet sich damit auch offiziell dem Nutzer und läßt nunmehr alle Beschäftigten bzw. Studenten und sogar institutionsfremde Ärzte und Wissenschaftler zur Nutzung und Ausleihe zu. Noch werden Einschränkungen gemacht, aber man ist immerhin schon an Anregungen, Wünschen und Beschwerden interessiert.

Die Situation für die nicht-studentischen Nutzer verbessert sich 1984 z. B. durch Anschaffung eines eigenen Fotokopiergerätes für die Bibliothek und den Umbau eines Raumes zum Fotokopierraum – nachdem 1983 in einem halben Jahr 35.551 Kopien von Benutzern angefertigt wurden, die das Uralt-Gerät aus 1969 nicht verkraften konnte.

Auch das umfangreiche Handbuch- und Enzyklopädienangebot im Präsenzbestand entspricht den Bedürfnissen. Wichtig sind die Zeitschrifteninhaltsbibliographien „Index Medicus“ und „Current Contents“, ohne die keine medizinische Literaturrecherche möglich ist.

Mit einer seit Wintersemester 1983/84 regelmäßig erscheinenden „Auswahl-liste der Neuerscheinungen“ wird ein weiteres Bedürfnis der Nutzer abgedeckt.

Der „Bericht zur Lage der Bibliothek im Februar 1984“ schildert dennoch eine Situation, die insgesamt für die me-

dizinischen Bibliotheken kennzeichnend ist:

Es wird viel geleistet, aber der Bedarf an Bibliotheks-Dienstleistungen ist im medizinischen Bereich noch viel größer als das Angebot und wird immer drängender, je schneller die Entwicklung in der Medizin voranschreitet.

Erste Planungen für den EDV-Einsatz in der Bibliothek lassen die Hilflosigkeit sowohl der Bibliothekare als auch der zuständigen Fachabteilung erkennen: es wird lange experimentiert, bevor einigermaßen sinnvolle Lösungen zustande kommen.

Durch Schenkungen kann 1990 die CD-ROM-Station mit der Datenbank MEDLINE komplett installiert und für die Nutzer freigegeben werden. Damit befindet sich die Bibliothek mit einem Serviceangebot absolut auf der Höhe der Zeit, was von den Nutzern durch ununterbrochene Belegung des Platzes honoriert wird.

Ein findiger Zeitgenosse glaubt 1996, durch Entwendung der Medline-CD's auch in seinem Heimatland den begehrten Zugriff auf die Datenbank herstellen zu können – viel Freude wird er ohne die Installationsdisketten allerdings nicht daran gehabt haben ...

Mit dem Wegfall der Mittagsschließungszeit von 12 bis 14 Uhr wird einem großen Bedürfnis der Nutzer entsprochen. Personalmangel hatte bisher durchgehende Öffnungszeiten unmöglich gemacht. Nun übernehmen zwei studentische Hilfskräfte übernehmen den Dienst über Mittag.

Öffnungszeiten sind überhaupt ein zentrales Thema sowohl in der Vergangenheit als auch – aller Voraussicht nach – in der Zukunft. Der Nutzer wird solange nicht restlos zufrieden sein, wie er nicht 24 Stunden am Tag und an sieben Tagen in der Woche in die Bibliothek kommen kann. Da nützen auch alle elektronischen Angebo-

te, die direkt vom eigenen Arbeitsplatz aus abgerufen werden können, nichts.

1994: Es findet – vom Bibliotheksbeauftragten der Fakultät vorgeschlagen und eingeladen – zum ersten Mal ein „Bibliotheksgespräch“ statt, in dem öffentlich insbesondere die Finanzen der Bibliothek seit dem Wegfall der Aversen und die Ausstattung der Lehrbuchsammlung erörtert werden.

1995 wird in einem zweiten Bibliotheksgespräch die Einrichtung einer Bibliothekskommission gefordert, die sich im November konstituiert, und der nicht nur Vertreter von Fakultät und Klinikum, sondern auch der Fachschaft angehören. Ein echter Ideen-, aber auch Sorgen-Austausch wird möglich.

1998 geht die erste Homepage der Bibliothek in Betrieb. Für die „Freaks“ unter den Nutzern nur das logische Angebot einer weiteren Dienstleistung, das schleunigst optimiert werden muss – für andere Nutzer der mit ungläubigem Stauen bedachte und sehr vorsichtig genutzte Sprung in die große weite Internetwelt.

Nicht nur die Bibliothek hat also Mühe, mit den Entwicklungen Schritt zu halten: Auch bei den Nutzern besteht weiter das ganze breite Bedarfs-Spektrum von traditionellem Bibliotheksbetrieb, wie er schon immer war, bis zum High-Tech-Hochleistungszentrum.

Mit der Einführung Mannheims als zweitem Lieferstandort für das Heidelberger Electronic Document Delivery HEDD stößt die Bibliothek allerdings zukunftsfröhlich mit an die Spitze bundesdeutscher Dienstleistungsangebote in Medizinbibliotheken vor. Die Nutzer sind geradezu begeistert.

Im selben Jahr wird der Online-Zugang zu Volltexten von 400 Zeitschriften realisiert. Die Zugänge sind über eine eigene Datenbank recherchier- und nutz-

bar. Die Angebote der Bibliothek befinden sich auf ihrem vorläufigen Höhepunkt.

Zusätzlich wird ein Dokument-Schnellieferservice eingerichtet: Gegen Kostenübernahme findet die Bibliothek den schnellstmöglichen und kostengünstigsten Bestellweg für den Nutzer heraus. Dieser reicht nur noch seine Literaturliste ein und kümmert sich um nichts mehr.

Um die Wünsche der Nutzer kennenzulernen, führt die Bibliothek 1999 erstmalig eine „Benutzerumfrage zur Zufriedenheit mit der Bibliothek und ihren Angeboten“ durch.

1998 wird sie im Rahmen einer Diplomarbeit der Hochschule für Bibliotheks- und Informationswesen Stuttgart (HBI) konzipiert, 1999 durchgeführt und in Teilen ausgewertet, 2000 endgültig ausgewertet. Die Ergebnisse werden auf der Homepage präsentiert.

Teilnehmer: eine repräsentative Anzahl von Nutzern, ausgewählt per Zufallsprinzip.

Die Teilauswertung im Rahmen der Diplomarbeit führt zu dem Ergebnis, dass ein „klassischer“ Lesesaal mit nicht entlehbaren Nachschlagewerken, Handbüchern, Loseblattsammlungen nicht den Bedürfnissen der spezifischen Klientel in Mannheim entspricht. Wichtig sind dagegen ruhige Lese-/Arbeitsplätze und ein umfangreiches Lehrbuchangebot zur Prüfungsvorbereitung. „Echte“ Lesesaalliteratur wird nicht verlangt und ist für (werdende) Mediziner, die schnelle, ganz aktuelle Informationen benötigen, wohl auch nicht mehr interessant.

Die Diplomarbeit wird gerade noch rechtzeitig fertig, um auf die Ausgestaltung der neuen Bibliotheksräume einwirken zu können: die Bibliothek verzichtet

auf den ursprünglich vorgesehenen Lesesaal, der sowieso viel besser als PC-Pool genutzt werden kann. Die Galerie in der Bibliothek wird mit Lese-/Arbeitsplätzen ausgestattet.

Die Auswertung der kompletten Umfrage bringt ähnliche Ergebnisse wie die Semesterumfrage (s. u.). Die Nutzer wollen bessere Öffnungszeiten, mehr Rechner, mehr Arbeitsplätze und den weiteren Ausbau des Zeitschriftenpools. Alle Raum- und Rechner-Mängel werden mit dem Neubau 2001 behoben; die Erweiterung des Zeitschriftenpools ist für Print-Ausgaben nicht möglich, allenfalls der Erhalt des Status quo. Weitere Online-Zugänge werden in enger Kooperation mit der UB Heidelberg, die ihrerseits eng mit den Konsortien zusammenarbeitet, angestrebt.

Im Rahmen der regelmäßigen „Semesterumfrage“ der Fachschaft zur Bewertung der Studienbedingungen wird im Sommersemester 2000 erstmalig ein Extra-Fragebogen für die Bibliothek angehängt. Die ausgewerteten Ergebnisse werden in der Fachschaftszeitschrift und auf der Bibliothekshomepage veröffentlicht, sowie beim „Semestergespräch“ von der Bibliothek präsentiert. Die genannten Mängel: zu kurze Öffnungszeiten, zu wenige Mehrfachexemplare bei Lehrbüchern und zu wenige Arbeitsplätze werden mit dem Neubau behoben.

2000 umfaßt das Spektrum der Nutzer:

- Studenten incl. Studenten im Praktischen Jahr (PJ)
- Ärzte im Praktikum (AiP)
- Ärzte
- Apotheker

- Ordinarien
- Doktoranden / Diplomanden
- Wissenschaftliche Mitarbeiter
- Schüler (Pflege, MTA, ...)
- Pflegepersonal
- Lehrkräfte

Aus der zu Beginn des Jahrhunderts konzipierten Ärztebibliothek ist also zum Ende des Jahrhunderts eine Bibliothek mit einer breiten (medizingeprägten) Klientel geworden.

Einführungen in die Benutzung der Bibliothek werden auf Anfrage gezielt auf die Bedürfnisse spezieller Benutzergruppen wie z. B. die Teilnehmer der Mentorenzusatzqualifikation oder die englischsprachigen Studenten der Fachhochschule für Technik in Mannheim zugeschnitten. 2000 entwickelt die Bibliothek ein völlig neues Schulungskonzept, das im Neubau umgesetzt werden wird.

Infoblätter und Meldungen unter „Aktuelles“ auf der Homepage halten die Nutzer über Neuigkeiten auf dem Laufenden.



Neubau (Bibliothek im Erdgeschoß)

2001 zieht die Bibliothek in ihre neuen Räumlichkeiten im Multifunktionalen Forschungsgebäude der Fakultät ein. Auf 1.300m² können die relevanten Bestände in Freihandaufstellung präsentiert werden. Die Zentralisierung der dezentralen Bestände in den Instituts- und Klinikbibliotheken ist vorgesehen. Die Rechnerausstattung ent-

spricht den Erwartungen der Nutzer. Genügend Lese- und Arbeitsplätze laden zum Verweilen in der Bibliothek ein. Der Gruppenarbeitsraum erfüllt einen über viele Jahre immer wieder vorgebrachten Wunsch der Studenten.

Paradiesische Zeiten für Nutzer? – Das wird erst der Rückblick in einigen Jahren weisen ...

Bibliothekspersonal im Laufe der Entwicklung

- 1922** nimmt die Bibliotheksschwester ihren Dienst auf.
- 1951** Einstellung der ersten Diplombibliothekarin. Sie arbeitet zunächst nur halbtags in der Bibliothek, vormittags wird sie als Schreibkraft in der Neurologischen Klinik eingesetzt.
- 1970** die zweite Planstelle für die Bibliothek wird genehmigt: eine Technische Kraft.
- 1971** Einstellung einer Schreibkraft – hauptsächlich zur Erledigung der Schreibarbeiten für die Fernleihbestellungen; zweite Planstelle für eine Diplomkraft – ab jetzt planmäßige Katalogisierung aller Bestände incl. Institutsbibliotheken; der Zentralkatalog wird erstellt.
- 1978** wird die laufende Personalnot durch die Personalabteilung mittels befristeter Arbeitsverträge überbrückt.
- 1980** Genehmigung einer Landes-Stelle als Lesesaal-Aufsicht.
- 1982** befristete ABM als Schreibkraft.
- 1983** 1 Krankheitsvertretung für 2 erkrankte Diplomkräfte.
- 1984** Bericht zur Lage der Medizinisch-Wissenschaftlichen Bibliothek.
- 1986** Genehmigung einer weiteren Planstelle für einen Bibliotheksass.
- 1987** Stellenbedarfs- und -wertigkeitsprüfung mit Stellungnahme der Bibliotheksleitung zur Personalsituation der Bibliothek.
- ab 1990** Praktikanten der UB Mannheim kommen im Rahmen der verwaltungsinternen Ausbildung für 14tägige Praktika in die Bibliothek.
- 1991** Die Stellenbedarfs- und -wertigkeitsprüfung aus dem Jahr 1987 ist mit Vollzug des Staatshaushaltsplanes 1991 abgeschlossen. Die Bibliothek verfügt jetzt laut Sollstellenplan über 4 Diplomkraftstellen, 2 Assistentenstellen, 1 Gehilfenstelle und 1/2 Schreibkraftstelle.
- 1992** die Vertreter der Fachschaft haben es geschafft: die Fakultät stellt Mittel für zwei ungeprüfte wissenschaftliche Hilfskräfte zur Verfügung – die Schließungszeit über Mittag entfällt.
- ab 1995** nehmen die Mitarbeiter der Bibliothek verstärkt an Fortbildungen zum Umgang mit den neuen Medien und anderen neuen Bibliotheksangeboten teil. Der Austausch mit anderen Bibliotheken, die von Umstrukturierungsprozessen aufgrund veränderter Rahmenbedingungen betroffen sind, wird fortgesetzt.
- ab 1996** kommen im Rahmen ihres Studiums Praktikanten der Hochschule für Bibliotheks- und Informationswesen in Stuttgart in die Bibliothek: Kurzzeitpraktika laufen 6 Wochen, Langzeitpraktika 3–6 Monate.
- 1998** genehmigt die Fakultät für das Neubauprojekt eine auf zwei Jahre befristete zusätzliche Stelle.
- 2001** nimmt die Bibliothek nach dem Umzug ihre Arbeit mit einer veränderten internen Struktur auf: alle Verwaltungsvorgänge werden „verschlankt“ und weitestgehend zusammengefaßt (Erwerbung, Katalog, Zeitschriftenbearbeitung); der Service, insbesondere im Bereich der Dokumentlieferung, wird personell verstärkt; Fachauskunft und Schulungsangebot werden neu aufgebaut.

Öffentlichkeitsarbeit / Image

Die Frühform der Öffentlichkeitsarbeit besteht im Wesentlichen in – sehr geschätzten – Literaturzusammenstellungen für einzelne Nutzer. Aber auch bibliographische Arbeiten wie z. B. das Herausfinden der ältesten noch erscheinenden chirurgischen Zeitschrift im deutschen Sprachraum – „Langenbecks Archiv für klinische Chirurgie“ – mittels einschlägiger Fachbibliographien mit allen Titeländerungen über 100 Jahre wird als „fantastische wissenschaftliche Leistung“ der Bibliothekarin gewürdigt.

Auch andere Arbeiten bezüglich der Historie einzelner Fächer des Hauses werden lobend anerkannt.

Der Umgangston zwischen Ärzten und Bibliothek ist übrigens allgemein bis in die Mitte der 80er Jahre äußerst höflich und wertschätzend. Man ist „unter sich“, Harsche Forderungen oder Unfähigkeitsvorwürfe sind unbekannt.

In den Jahren 1972–1977 veröffentlicht die Bibliothek in sogenannten Bibliotheks-Rundschreiben an die Ordinarien ihre Statistik-Zahlen bezüglich Etat, Benutzung, Ausleihe und Zeitschriftenzugänge und deren Interpretation als Rechenschaftsbericht. Gleichzeitig werden neue Dienstleistungen wie die Fertigstellung des Zeitschriften-Gesamtkataloges oder die Literaturrecherche über DIMDI (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information) beschrieben. Außerdem werden Forderungen erhoben z. B. nach Ablieferung von Sonderdrucken wissenschaftlicher Arbeiten, zentraler Bestellung aller Monographien und Zeitschriften über die Bibliothek und Hinweise gegeben z. B. das Ausfüllen der Fernleihscheine betreffend. – Dieses

Thema ist der Neuzeit immer noch vertraut ...

Diese Rechenschaftsberichte sind gleichzeitig die Grundlage der aus den Einzel-Aversen der Ordinarien zu reservierenden Summen für den weiteren Bezug der Zeitschriftentitel im Folgejahr und der entsprechenden Bindekosten.

Später tauchen die Bibliothekszahlen in den Jahresberichten des Klinikums der Stadt Mannheim auf, bis diese eingestellt und in neuer Form fortgeführt werden. In den Jahresberichten der gGmbH ist kein Platz mehr für die nur sehr bedingt pflegesatzrelevante Bibliotheksstatistik.

In den 80er Jahren erhalten die Ordinarien und der Verwaltungsdirektor des Klinikums sowie der UB-Direktor in Heidelberg ausführliche Statistikberichte, die über Etat, Leistungen und Nutzung der Bibliothek Aufschluß geben.

Öffentlichkeitsarbeit findet bis zu diesem Zeitpunkt eigentlich nicht statt.

In den 90er Jahren verirrt sich schon das eine oder andere „Bibliotheks-Info“ zum Nutzer, aber erst mit knapper werdenden Ressourcen wird die Notwendigkeit erkannt, auf die Bibliothek und ihre Leistungen aufmerksam zu machen – „tue Gutes und sprich' davon!“,

Mit der Einführung der EDV und dem Aufbau der Bibliotheks-Website findet eine automatische Öffentlichkeitsarbeit allein durch das Vorhandensein dieses Angebotes statt. Gleichzeitig werden Informationsangebote aller Art deutlich erleichtert. Interessanterweise wird allerdings die Hälfte der Nutzer auch 2000 noch ausschließlich über die Print-Version des „Bibliotheks-Info“ erreicht.

Die Bibliothek gibt seit 1998 umfangreiche Jahresberichte heraus, die nicht mehr nur der internen Information bzw. der Rechenschaft dienen, sondern als Überblick für jeden Interessierten über die Leistungen der Bibliothek und – ganz wichtig – über die laufenden Projekte und ihre Pläne für die Zukunft gedacht sind.

Die Zusammenarbeit mit anderen (Bibliotheks-)Institutionen wird erstmalig betont und damit der größere Zusammenhang, in dem sich jede Bibliothek befindet, dargestellt. Dass die Anschaffungs politik der eigenen Bibliothek Konsequenzen für andere Bibliotheken desselben Bibliothekssystems – in diesem Fall des Heidelberger Bibliothekssystems haben kann, ist den Unterhaltsträgern nur schwer deutlich zu machen. Noch weniger findet natürlich die Tatsache Verständnis, dass eine (untergeordnete) Bibliothek sich manchmal der großen Bibliothekspolitik beugen muss, wenn sie nicht wichtige, bundesweit bedeutsame Verhandlungsergebnisse – z. B. der Konsortialgremien für die Zeitschriften-Online-Zugänge – gefährden will. Dass nicht mehr jeder machen kann, was er will – sogar dann, wenn das Geld dafür da ist – leuchtet bibliotheksfremden Personen verständlicherweise nicht unmittelbar ein. Die Vorteile beschreibt der „Jahresbericht 1999“ so:

„Die Bibliothek arbeitet eng mit anderen Institutionen wie z. B. dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit und der Universitätsbibliothek Heidelberg zusammen, um u. a. die kostenlosen und relativ zeitgünstigen Möglichkeiten der lokalen und regionalen Literaturversorgung auszuschöpfen und gemeinsam neue Verfahren der (elektronischen) Dokumentlieferung entwickeln und testen zu

können. Die Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Medizinisches Bibliothekswesen führt zum ständigen bundesweiten Austausch mit anderen medizinischen Bibliotheken. Weitere Angebote in Form von nützlichen Links z. B. und Ideen zur optimalen Ausschöpfung des Etats sind die Folge. Problemen können wir so durch Diskussion mit Fachkollegen und praktische Anschauung im Alltag anderer Bibliotheken begegnen und sie oftmals sehr schnell lösen.“

Die Klinikum Mannheim gGmbH führt den „Tag der Offenen Tür“ ein, an dem sich die Bibliothek mit Erfolg beteiligt. Bibliothekserfahrene und völlig bibliotheksfremde Besucher lassen sich über die Bibliothek informieren und werden so – direkt oder indirekt zu ihrer Nutzung beitragen.

Ausblick

Die Bibliothek ist auf dem richtigen Weg. Von der kleinen aber feinen Ärztebibliothek zu Beginn des 20. Jahrhunderts präsentiert sie sich, insbesondere seit dem Umzug im Juni 2001 als moderne, leistungsfähige Informationseinrichtung. Das Selbstverständnis als wichtiger Partner für die Wissenschaft und damit auch das Selbstbewußtsein sind neu definiert.

Die Aufgaben sind klar:

- Entwicklung neuer Dienstleistungsangebote parallel zu den fortschreitenden Entwicklungen der Technik und der Inhalte des Internet.
- Schritt halten mit den Anforderungen des Wissenschaftsbetriebes in Forschung und Lehre und – in

diesem Falle – auch des Krankenhausbetriebes und der Patientenversorgung.

- In Zusammenarbeit mit anderen (Medizin-)Bibliotheken Visionen für die Zukunft und deren praktikable Umsetzung entwickeln.

Dorothee Boeckh, Bibliothek der Fakultät für Klinische Medizin der Universität Heidelberg (Klinikum Mannheim gGmbH – Universitätsklinikum)

* Auszug aus einer Semesterarbeit 2001 für das Modul *Management von Kulturbetrieben* im Rahmen des Masterstudiengangs *Bibliotheks- und Medienmanagement* der FH Stuttgart – Hochschule der Medien

